IV. Jahrgang Januar 1930 Heft 1

FREUDIANA

Zeitschrift für psychoanalytische Pädagogik

Erscheint monatlich / Herausgegeben von
Dr. Heinrich Meng und Prof. Dr. Ernst Schneider
Arzt in Frankfurt a. M. in Stuttgart

Erich Fromm . . . . . Der Staat als Erzieher (Zur Psychologie der Strafjustiz)
Nelly Wolffheim . . . . . Psychoanalyse und Kindergarten
G. H. Graber . . . . . Aus der Analyse eines nachtwandelnden Knaben
Landauer . . . . . Eine „Dirne"
F. Fromm-Reichmann . Pädagogische Diskussionsbemerkungen zur psychoanalytischen Trieblehre
H. Zulliger . . . . . Zur Psychologie eines Anonymus

Verlag der Zeitschrift für psychoanalytische Pädagogik
Wien, In der Börse

Zeitschrift für psychoanalytische Pädagogik

12 Hefte jährlich: M. 10·—, schw. Frk. 12·50, österr. S 17·—

Einzelheft M. 1·— (schw. Frk. 1·25, österr. S 1·70)

Alle geschäftlichen Zuschriften sind zu richten an den

„Verlag der Zeitschrift für psychoanalytische Pädagogik"

Wien, In der Börse

alle für die Schriftleitung bestimmten Zuschriften, Manuskripte an

Dr. med. Heinrich Meng, Frankfurt a. M., Kettenhofweg 114, oder an
Prof. Dr. Ernst Schneider, Stuttgart, Schwarenbergstraße 87, oder an
Dr. Paul Federn, Wien, I., Riemergasse 1

Mit diesem Heft beginnt der IV. Jahrgang

Wir ersuchen unsere Abonnenten um Erneuerung des Abonnements für 1930 (Januar bis Dezember, 12 Hefte), soweit dies nicht schon geschehen ist

Zahlungen für die „Zeitschrift für psychoanalytische Pädagogik" können geleistet werden durch Postanweisung, Bankscheck oder durch Einzahlung auf eines der

Postscheckkonti des „Internationalen Psychoanalytischen Verlages in Wien":

Postscheckkonto	Jahresabonnement	Postscheckkonto	Jahresabonnement
Leipzig 95.112	*M. 10·—*	*Budapest 51.204*	*P 13·60*
Zürich VIII, 11.479	*Frk. 12·50*	*Zagreb 40.900*	*Din. 136·—*
Wien 71.633	*S 17·—*	*Warszawa 161.256*	*Zl. 21·70*
Paris C 1100.95	*Fr. 60·—*	*Riga 36.93*	*Lat. 12·50*
Prag 79.385	*Kč 80·—*	*s'Gravenhage 142.248*	*hfl. 6·—*

Einbanddecken zum I., II. und III. Jahrgang in Halbleder können vom „Verlag der Zeitschrift für psychoanalytische Pädagogik" zum Preise von je Mark 3·20 (schw. Frk. 4·—) bezogen werden. — Preis des I. sowie des II. Jg. in Halbleder geb. je M. 13·60 (schw. Frk. 17·—) Preis des III. Jg. in Halbleder geb. M. 16·10 (schw. Frk. 20·10)

In Vorbereitung befindliche Sonderhefte:

„Menstruation" — „Strafen"
„Intellektuelle Hemmungen"

ZEITSCHRIFT FÜR PSYCHOANALYTISCHE PÄDAGOGIK

ZEITSCHRIFT FÜR PSYCHOANALYTISCHE PÄDAGOGIK

HERAUSGEBER:

DR. HEINRICH MENG, ARZT IN FRANKFURT
PROF. DR. ERNST SCHNEIDER IN STUTTGART

IV. JAHRGANG

1930

VERLAG DER ZEITSCHRIFT FÜR PSYCHOANALYTISCHE PÄDAGOGIK

WIEN, I., BÖRSEGASSE 11

ZEITSCHRIFT FÜR PSYCHOANALYTISCHE PÄDAGOGIK

HERAUSGEBER:

DR. HEINRICH MENG, ARZT IN FRANKFURT
PROF. DR. ERNST SCHNEIDER IN STUTTGART

IV. JAHRGANG

1930

VERLAG DER ZEITSCHRIFT FÜR
PSYCHOANALYTISCHE PÄDAGOGIK
WIEN I, BORSEGASSE 11

ZEITSCHRIFT FÜR PSYCHOANALYTISCHE PÄDAGOGIK

IV. Jahrgang Januar Heft 1

Der Staat als Erzieher

Zur Psychologie der Strafjustiz

Von Dr. Erich Fromm

Es ist in letzter Zeit ein gesteigertes Intesesse für das Problem der Psychologie des Verbrechers, des Richters, der Strafrechtssprechung und des Strafvollzugs festzustellen. Das mag wesentlich drei Gründe haben. Einmal den der wachsenden Ausbreitung psychoanalytischer Einsichten und speziell des Erscheinens der das Problem der Psychologie des Verbrechers und Richters behandelnden Publikationen von Wittels und Alexander-Staub. Zum anderen wird das gesteigerte Interesse wohl in der Tatsache liegen, daß sich eine Reihe von großen Kriminalprozessen aneinanderreihten (es sei nur an die Fälle Friedländer, Halsmann, Husmann erinnert), in denen die psychopathologischen Grundlagen des Verbrechens so offenkundig waren, daß sie zum Nachdenken über das theoretische Problem der Kriminalpsychologie reizen. Zu diesen mehr an der Oberfläche liegenden Gründen kommt als weiterer hinzu, daß die gesamte gesellschaftliche, politische und geistige Entwicklung es notwendigerweise mit sich bringt, daß altehrwürdige, autoritätsgetragene Institutionen, wie die Justiz, von den fortschrittlich gerichteten Teilen der Gesellschaft in ihrer Problematik durchschaut werden und daß man um eine theoretische Bewältigung der Probleme bemüht ist. Man hat vielfach geglaubt, daß den theoretischen Einsichten über die unbewußten Hintergründe des Verbrechens und den unbewußten Sinn der Strafe und Strafwirkung auch eine große praktische Bedeutung zukommen könne. Man hat geglaubt, daß, wenn es gelänge, dem Gericht nur deutlich genug zu machen, daß ein Verbrecher aus unbewußten, triebhaften Motiven handelt, es auch gelingen müßte nachzuweisen, daß eine Bestrafung auf diesen triebhaften Verbrecher eine bessernde Wirkung gar nicht haben könne, weil ja die Motive seines Handelns ihm selbst nicht bewußt und infolgedessen auch von seinem Willen nicht beherrschbar seien. Man erwartete, daß ein einsichtiges Gericht aus diesen

Erkenntnissen die entsprechenden Konsequenzen ziehen würde und als Maßnahme gegen den psychopathischen Verbrecher die allein zweckmäßige eines Heilungsversuches und nicht die unsinnige einer Bestrafung ergreifen würde. Es liegen mit solchen Versuchen, durch das psychoanalytische Verständnis des Verbrechers eine andere und zweckmäßigere Prozedur, als die bisherige, zu veranlassen, noch wenig Erfahrungen vor, so daß man aus der Praxis noch zu keinem Urteil über die Chancen dieser Bemühungen kommen kann. Aber es gibt einige theoretische Erwägungen, die geeignet sind, innerhalb der heutigen Gesellschaft recht skeptische Gedanken über die Aussichten solcher Bemühungen aufkommen zu lassen. Da sie sich in mancher Weise mit pädagogischen Problemen berühren, dürften sie vielleicht das Interesse gerade der Leser dieser Zeitschrift beanspruchen.

Die moderne Strafjustiz faßt sich ja selbst als eine Art Pädagogik auf. Sie verzichtet offiziell auf den Gedanken der Rache und behauptet, daß ihre Absicht sei, den Verbrecher zu bessern und daß ihre Methode im großen und ganzen das zweckmäßige Mittel zur Besserung des Täters sei. Die Besserung wird auf eine doppelte Weise zu erreichen versucht: auf eine negative, indem man glaubt, den Täter durch die Strafe so einzuschüchtern und abzuschrecken, daß er in Zukunft ein ruhiger, gesitteter Bürger würde und auf eine positive, indem man sich bemüht, durch ein System von fein abgestuften Belohnungen für gutes Verhalten, durch Arbeitszwang, erbaulichen Zuspruch eines Geistlichen und manches andere mehr, den Verbrecher zu einem sozial brauchbaren Menschen zu erziehen. Die Erfahrung zeigt, daß diese Methoden, die ja nichts anderes sind als die üblichen Methoden der Erziehung (Strafandrohung, Versprechen von Belohnung und Zwang zur Arbeit) wenig Erfolg haben. Die theoretische Einsicht beweist, daß diese Methoden auch wenig Erfolg haben k ö n n e n. Insoweit Menschen gegen die Gesetze der Gesellschaft verstoßen, weil die Not von Hunger, Durst und anderen elementaren Bedürfnissen sie dazu drängt, kann nicht die Strafe das zweckmäßige Mittel sein, sie davon abzuhalten. In diesen Fällen gibt es nur eine Besserung, nämlich die, die wirtschaftliche Existenz des „Verbrechers" so sicher zu stellen, daß es eines Verbrechens zur Befriedigung seiner elementaren Bedürfnisse nicht bedarf. Insofern es sich aber nicht um „Notverbrecher", sondern um „Triebverbrecher" handelt, kann der heutige Strafvollzug im allgemeinen ebensowenig als zweckmäßig angesehen werden. Die analytische Erfahrung hat ja zur Genüge gezeigt, wie wenig Handlungen, die in Wirklichkeit durch unbewußte Impulse bedingt sind, durch Beeinflußung des bewußten Teils der Persönlichkeit zu verhindern sind, und die Erfahrung zeigt, daß dies beim verbrecherischen Neurotiker ebensowenig der Fall ist, wie beim nichtkriminellen.

Wenn die Dinge aber so liegen, daß die heutige Strafjustiz und selbst der moderne Strafvollzug unzweckmäßig sind und die von ihnen selbst

gesetzten Ziele nicht erreichen können, so muß es wohl noch andere Gründe geben, die die Gesellschaft an diesen unzweckmäßigen Maßnahmen mit solcher Entschiedenheit festhalten lassen.

Eine Einsicht in diese Motive gewinnt man aber erst, wenn man berücksichtigt, daß die Strafjustiz gar nicht nur den Verbrecher zum Objekt hat, auch nicht nur den Unbescholtenen (bei dem aber zu befürchten steht, daß er ohne das abschreckende Beispiel kriminell würde), also den potentionellen Verbrecher, sondern, daß eine seiner wesentlichen Funktionen seine Bedeutung für die große Masse der Nichtverbrecher ist.

Was heißt das?

Die Festigkeit des Gefüges der gesellschaftlichen Struktur hängt keineswegs nur von der Stärke der äußeren Machtmittel ab, die für den Bestand der Gesellschaft sorgen sollen. Polizei und Militär sind zwar wichtige Stützen der Gesellschaft, aber sie können — wie die Geschichte der Revolutionen zeigt — doch ihre Aufgabe nur erfüllen, wenn noch ein anderer Faktor hinzukommt. Dieser andere Faktor ist die psychische Bereitschaft der großen Mehrheit, sich in die bestehende Gesellschaft einzufügen und sich den in ihr herrschenden Mächten unterzuordnen. Welche psychischen und speziell libidinösen Tendenzen und Impulse diese gesellschaftliche Gefügigkeit hervorrufen, und welches die Mittel sind, durch welche eben diese Tendenzen provoziert werden, soll hier in der ganzen Ausgedehntheit und Kompliziertheit, die dieses Problem hat, nicht erörtert werden.[1]

Es soll hier nur insoweit das Problem berührt werden, als es mit der Strafjustiz zusammenhängt.

Die heutige, wie alle bisherige Gesellschaft, ist aufgebaut auf schweren Triebverzichten von Seiten der großen Masse, auf Unterordnung der Masse unter die herrschende Schicht, und, von der psychologischen Seite her gesehen, auf dem Glauben an die Notwendigkeit der bestehenden Verhältnisse bezw. an die überlegene Einsicht und Weisheit der Herrschenden. Diese psychische Einstellung hat ihr Vorbild und ihre Quelle in der Einstellung des Kindes zum Vater. Die reale Situation, in der sich das Kind dem Vater gegenüber befindet, macht es nötig, seine physische Überlegenheit zu fürchten, seine geistige Überlegenheit zu bewundern und zu verehren und häufig wird das Kind am besten mit seiner Situation fertig, wenn es ihm gelingt, seine Abneigung gegen den verbietenden und Triebverzicht fordernden Vater in bewundernde Verehrung zu verwandeln.

Diese seelische Einstellung des Kindes gegenüber dem Vater ist diejenige, die dem Staat bei der großen Masse seiner Bürger erwünscht und notwendig ist. Er muß sich aller Mittel bedienen, um sich der Masse als Vaterimago darzubieten und es auf diese Weise zu bewerkstelligen, daß der Einzelne die Einstellung, die er einst zum Vater hatte, auf die Herr-

1) S. Bernfeld hat in seiner Schrift: „Die Funktion der Schulgemeinde im Klassenkampf" ein entsprechendes Problem außerordentlich instruktiv behandelt.

schenden überträgt. Die Mittel und Methoden, mit denen sich die Vertreter des Staates im Unbewußten der Masse als Vaterimago darzubieten versuchen, sind sehr mannigfaltige (in der Monarchie gipfeln sie auf eine sehr primitive und einfache Weise in der Verehrung der Person des Kaisers). Eine dieser Methoden ist die Strafjustiz. Was ist denn für das Kind eine der wesentlichen Qualitäten des Vaters, die ihm solche Angst, aber auch solche Ehrfurcht einflößen? Es ist die Tatsache, daß der Vater strafen kann, daß es ihm infolge seiner körperlichen Überlegenheit wehrlos ausgeliefert ist, es ist, kurz gesagt, die Kastrationsdrohung des Vaters und seine unbezweifelbare Potenz sie auch zu realisieren, wenn er nur wollte. Dabei ist es für das Kind ebensowenig im Prinzip von entscheidender Wichtigkeit, daß die Strafandrohungen auch realisiert werden, wie das für die große Masse mit Bezug auf die staatliche Autorität der Fall ist. Entscheidend ist die Fähigkeit zu drohen und zu strafen. Sie erst macht für das Kind den Vater zum Vater in dem speziellen psychologischen Sinn, von dem hier die Rede ist, und den Staat bezw. die in ihm und durch ihn herrschende Klasse zum Abbild des Vaters.

Es ist also klar, warum es, ganz unabhängig von dem Problem der Einwirkung auf die Verbrecher, eine Strafjustiz geben muß. Sie ist eine Institution, durch die sich der Staat dem Unbewußten der Masse als Vaterimago aufzwingt, indem sie eine wichtige Funktion des Vaters, seine Straf- und Drohpotenz wiederholt. Am deutlichsten ist das bei der Todesstrafe. Die Fähigkeit zu kastrieren, d. h. schwerwiegende körperliche Verletzungen hervorzurufen, ist der Kernpunkt der väterlichen Strafpotenz. Es ist kein Zufall, daß dem Kaiser oder Präsidenten das Recht zusteht, die zum Tode Verurteilten zu begnadigen, daß man ihn also das Urteil über Leben und Tod letzten Endes aussprechen läßt. Er ist die sinnbildlichste Verkörperung der väterlichen Autorität und erweist sich als solche durch sein Recht über Leben und Tod zu bestimmen.

Noch eine andere Funktion der Strafjustiz sei hier kurz erwähnt. Sie bietet der großen Masse eine Befriedigung ihrer sadistischen Impulse — und es ist für die Herrschenden wichtig, diese Impulse von sich auf ein anderes Objekt abzulenken — und gleichzeitig damit ein gewisses Äquivalent für den eigenen Triebverzicht. Das was gemeinhin als das Gerechtigkeitsgefühl oder Rechtsbewußtsein der Masse bezeichnet wird, ist nichts anderes als der Ausdruck gewisser libidinöser Impulse sadistischer und aggressiver Art, und es ist sehr verständlich, wenn der Staat sich gerne auf dieses Rechtsgefühl beruft, weil er damit auf eine für ihn unschädliche Weise diese Impulse befriedigen kann. (Eine Teilfunktion des Krieges liegt ja ganz in derselben Richtung.)

Wir sehen also; Die Bedeutung der Strafjustiz liegt durchaus nicht nur darin, daß sie die Gesellschaft vor dem Verbrecher schützen und diesen bessern soll; eine ihrer wesentlichen Funktionen ist es vielmehr, die Masse

in dem von den Herrschenden gewünschten Sinn psychisch zu beeinflußen. Die Strafjustiz ist gleichsam der Stock an der Wand, der auch dem braven Kinde zeigen soll, daß ein Kind ein Kind und ein Vater ein Vater ist.

Aus diesen Erwägungen ergibt sich, daß alle Einsicht in die Unzweckmäßigkeit der heutigen Strafjustiz mit Bezug auf den Verbrecher nur schwer dazu führen wird, prinzipielle Änderungen herbeizuführen, so lange die Eigenart der Struktur der bestehenden Gesellschaft die Strafjustiz zu einem Zwecke braucht, der mit der Frage des zweckmäßigen Verhaltens dem Verbrecher gegenüber nichts zu tun hat: als Instrument der Erziehung der Masse im Sinne ihrer künstlichen Fixierung an die Situation, wo der Mensch „erzogen" wird, in die Situation des den Vater ehrfürchtenden Kindes.

Aus der Analyse eines nachtwandelnden Knaben

(Vortrag in der II. Pädagogischen Woche in Stuttgart, Juli—Aug. 1929)

Von Dr. Gustav Hans Graber, Stuttgart

I) Einleitung

Meine Damen und Herren! Der Knabe, über den ich Ihnen berichten möchte, stand zur Zeit der Analyse im zehnten Altersjahre, war auffallend klein, mager, bleich und machte den Eindruck starker Nervosität und Zerfahrenheit. Die Mutter sagte aus, daß er ein Kriegskind sei, 1917 geboren, daß sie vor ihm zwei Frühgeburten gehabt, und daß schließlich auch er schon als achtmonatiges Kind zur Welt kam, ein Miniaturwesen von nur 3½ Pfund Gewicht, dem zudem an Händchen und Füßchen die Nägel noch fehlten.

Während die Mutter zur Zeit der Schwangerschaft unter starken seelischen Krisen zu leiden hatte, verlief indessen die Geburt normal. Gleich nachher muß jedoch der Hebamme beim Baden des kleinen Wurmes irgend ein Fehler unterlaufen sein. Wahrscheinlich ließ sie ihn ins Wasser fallen, jedenfalls brachte sie ihn mit völlig blauem, fast schwarzem Körperchen und dem Erstickungstode nahe in das Zimmer der bestürzten Mutter zurück. Zwei Ärzte, die herbeieilten, gaben sein Leben für verloren. Es war wie ein Wunder, an das niemand recht glauben konnte, daß es ihm erhalten blieb.

Die Säuglingszeit wurde für die Mutter eine harte Schule der Geduld. Drei Monate lang versuchte sie, ihn mit ihrer Milch zu ernähren, doch er erbrach sie meist wie auch alles andere, was ihm eingegeben wurde. Er blieb beinahe gleich groß und gleich schwer. So vergingen acht Monate, ohne daß man an die Möglichkeit einer Erhaltung zu glauben wagte.

Eine Änderung trat erst ein, als sich die Mutter entschloß, mit ihm aufs Land hinauszuziehen, wo er dann bei einsetzendem Frühling und besonderer Milch — er erhielt täglich 3 bis 4mal je 20 Gramm — sich langsam zu entwickeln begann.

Mit sehr geringer Vitalität ausgerüstet, war Fred während seiner Säuglingszeit ein geringer Lutscher, und die in dieser Zeit auftretende Onanie wurde von ihm ebenfalls kaum betrieben. Ich meine den Aussagen der Mutter Glauben schenken zu dürfen, da sie, mit der psychoanalytischen Lehre ordentlich vertraut, in diesen Dingen keinerlei Prüderie zeigt.

Die Reinlichkeitsgewöhnung vollzog sich leicht. Mit 15 Monaten lernte er sprechen und gehen. Obgleich er ein Sorgenkind blieb, verlief die weitere Entwicklung bis zur Schulzeit — wenn auch mit ziemlicher Rückständigkeit — ordentlich normal.

Mit fünf Jahren erhält er, der bis dahin das einzige Kind gewesen, ein Brüderchen. Er ist wie die Eltern enttäuscht, denn man war allgemein auf ein Mädchen eingestellt. Fred verhehlte seine Enttäuschung nicht und erklärte überall, er hätte ein Schwesterchen erhalten, aber es heiße Walterli. Er zeigte jedoch keinerlei Aggressionen gegen den neuen Hausgenossen, sondern erwies sich als ein sehr zärtlicher Bruder. Walterli aber bekundete sehr bald ein recht robustes Wesen, das von demjenigen Freds sich kraß abhob.

Die Schule warf Fred ordentlich aus dem Geleise seines bis dahin mehr beschaulichen Daseins. Er wurde aufgeregt, litt oft an allerhand nervösen Störungen, mußte den Unterricht versäumen und folgte seiner Klasse meist nur mit größter Anstrengung. Er erwies sich freilich als fleißig, aber nicht ausdauernd und widerstandsfähig genug. Er liebte vor allem das Zeichnen, erzählte und hörte gerne Märchen. Besonders fiel auf, daß er mit Vorliebe mit den Mädchen spielte und die Knaben mied — dann aber blieb er doch meist allein, stellte sich in den Zwischenstunden irgendwo in eine Ecke und sah dem Treiben der andern zu, oder aber fing dann ganz plötzlich und ohne äußeren Grund zu rennen an. Er wußte sich eine besondere Genugtuung damit zu verschaffen, daß er beständig um das Schulhaus herumrannte, ohne irgend einen anderen Zweck damit zu verfolgen, als einfach zu rennen. Auf Ausflügen, die die Klasse unternahm, machte er den Weg meist zwei- bis dreimal, indem er beständig voraus — und dann wieder zurückrannte. In der Klasse hieß er deshalb während der ersten vier Jahre seiner Schulzeit nur das „Rößli."

Mit Eintritt in die Schule trat bei ihm auch das Krankheitssymptom in Erscheinung, weswegen die Mutter hauptsächlich Veranlassung nahm, den Knaben in Analyse zu geben: Er begann zu nachtwandeln.

Jede Nacht, ungefähr um die gleiche Zeit, stieg er schlafend aus seinem Bettchen, öffnete leise die Türen, schlich in das Schlafzimmer der Eltern, an das Bett der Mutter und kehrte darauf ebenso geräuschlos und sicher in sein Zimmer und Bett zurück. Über diese Vorkommnisse bestand bei ihm nachträgliche Amnesie.

II) Zur Psychoanalyse des Nachtwandelns

Bis zur Ausübung der psychoanalytischen Therapie wurde der recht häufigen Erscheinung des kindlichen Nachtwandelns wenig Beachtung geschenkt, dies vor allem deshalb, weil man in der Medizin keine klare Stellung zu nehmen vermochte. Von einer Heilungsmöglichkeit war kaum zu sprechen. Heute weiß der Analytiker, daß es sich um eine ausgesprochene Kinderneurose handelt, und er hat in der

Möglichkeit der erfolgreichen Neurosenbehandlung auch diejenige der Heilung des Nachtwandelns gefunden.

Es muß freilich dazu betont werden, daß der Noctambulismus, wie irgend ein anderes neurotisches Symptom, nicht durch eine eigentliche Symptomanalyse zum Verschwinden gebracht werden soll, sondern dadurch, daß der Analytiker, seinen Blick auf den ganzen Menschen richtend, die Analyse seines ganzen Wesens — und damit die Erfassung der allgemeinen Genesungsmöglichkeiten — anstrebt.

Es ist übrigens eine Forderung, die mehr und mehr nicht nur in der Psychoanalyse, sondern auch in der gesamten modernen Medizin sich geltend macht, daß „aus Krankheitsanalyse nicht Krankenanalyse, sondern Allgemeinanalyse des Einzelnen werde" (M u c h).

Ich werde dementsprechend versuchen, Ihnen eine Psychoanalyse der Gesamtpersönlichkeit des Knaben Fred zu zeichnen und werde dem neurotischen Symptom des Nachtwandelns nur soweit Beachtung schenken, als es sich in den Rahmen des gesamten Fatums meines kleinen Patienten stellt[1].

III) Nachtwandel und Mutterſehnſucht

Die erste Stunde der Analyse offenbarte schon rein äußerlich die starke m o t o r i s c h e Inanspruchnahme des Knaben. Er will sich gar nicht bequemen können, den Regeln der Analyse gemäß sich auf den Divan niederzulegen. Er will unbedingt sitzen und ist schließlich nur mit vielem Zureden dazu zu bewegen. Auch die Augen kann er nicht schließen. Er muß unbedingt sehen, was da vorgeht, vor allem was ich tue. Die ganze Stunde hindurch richtet er sich beständig, auf seine Ellenbogen gestützt, bis zur halb sitzenden Stellung auf und gleitet darauf wieder zurück. Der Kopf ruht höchstens zwei bis drei Sekunden auf dem Kissen, um plötzlich ruckartig wieder in die Höhe zu schnellen. Erst gegen Schluß der Stunde tritt eine Entspannung ein. Die Augen aber können bloß in einer der folgenden Stunden richtig geschlossen werden, wenn auch nur für kurze Dauer.

Wir vermuten, daß das beständige Rennen und auch die soeben beschriebenen motorischen Erregungen und Äußerungen großer Lebhaftigkeit eine starke Armut an eigentlichen Kinästhesien verrät, eine Überlegung, die uns bereits mitten in das Problem des Nachtwandelns hineinführt, da es sich dabei — wie die Psychoanalyse nachweisen konnte — stets um Kinder mit abnorm gesteigertem Bewegungstrieb handelt, bei denen das Unbewußte im Schlaf sogar einen motorischen Durchbruch gestattet oder befiehlt.

Aber auch die Analyse selbst führte uns sogleich mitten in das Problem hinein. Aufgefordert, irgend einen Traum zu berichten, erzählt Fred:

„Mama schläft in ihrem Zimmer. Ich stehe auf und öffne ihre Türe. Da ist Mama nicht mehr dort. Ein Hund mit glühenden Ketten kommt auf mich zu. Ich schreie. Mama kommt und frägt, was ich habe. Ich sage: Schau da, schau da! Sie aber sagt, es sei nichts, ich solle schlafen.

Später sehe ich tausend und tausend Menschen im Zimmer herumrennen, und ich rufe wieder der Mama. Sie sagt nochmals, ich solle still sein."

1) Zeitmangel forderte allerdings eine Kürzung, die nun auch in dieser Publikation bestehen bleiben mußte.

Auf die Frage, was ihm zu dem Hunde mit den glühenden Ketten einfalle, beschreibt er ihn:

„Er trug lange, zottige Haare, leuchtende Zähne, eine feuerrote Zunge, die funkelte und auf dem Kopf Stacheln. Der Schwanz war zwei Meter lang und dick wie zwei buschige Hundsschwänze. An den Beinen trug er eiserne Krallen. Die Kette rasselte fest. Auch ein glühendes Halsband trug er. Er funkelte mich mit den Augen an wie ein Drache und fauchte mich an, ohne zu bellen. Seine Ohren waren ganz spitz."

Hier bricht Fred ab und erklärt, er wisse nichts mehr vom Hund. Im Widerstand läßt er eine kurze Pause eintreten, folgt dann abschwenkend, gleich zu Beginn der Analyse genau den Regeln folgend, den freien Einfällen. Ich gebe sie hauptsächlich deshalb wieder, weil mir daran liegt zu zeigen, wie rasch und spielend ein Kind von zehn Jahren den freien Einfall reproduzieren kann:

„Wo sind wohl die andern Schulkinder? — Daheim. Morgen haben wir Rechnen. Mama ging heute in die Stadt, und Walter wird mit Herrn P. und dem Wägelchen fort sein. — Was gibts wohl zu Mittag? — Papa ist in Basel. Er kommt abends um sechs Uhr heim."

Ich unterbreche und führe ihn nochmals auf den Hund zurück. Er fährt fort:

„Er hat den Schwanz gerade hinaufgestreckt. Daheim ist ein Hund, der hinkt. Ich habe keine besondere Angst vor Hunden. Ich habe sie gern."

Wie beim Schlafwandel, so geht Fred auch im Traum ins Schlafzimmer seiner Mutter. Dies führt uns bereits auf den Gedanken, daß Traum und Schlafwandel verwandte Erscheinungen sind, die sich besonders dadurch unterscheiden, daß im Schlafwandel der motorische Apparat in Tätigkeit gesetzt werden muß, nicht aber im Traum. Der unbewußte Antrieb ist in unserem Falle derselbe, der Wunsch nämlich, zur Mutter zu gelangen, ein Wunsch, den wir mit fast ausnahmsloser Regelmäßigkeit als tiefstes unbewußtes Motiv zum Schlafwandel finden.

Eine von Sadger behandelte Schlafwandlerin und Hysterika, über deren Analyse er ausführlich in seinem Buche „Über Schlafwandel und Mondsucht" berichtet, sagt aus: „Damals . . . begann ich zu nachtwandeln. Was mich auftrieb, war (wieder) Mutters Bluthusten, sowie mein Verlangen, ihr Blut zu sehen, beides Dinge, um derentwillen ich schon mit vier Jahren mich schlafend gestellt hatte, damit ich zur Mutter ins Bett steigen könne" (S. 15).

Wir fragen uns, warum nun Fred träumend im Schlafzimmer den greulichen Hund an Stelle der Mutter findet. Begegnen wir hier einer Variation des Höllenhundes Cerberus, der den Eintritt zur Mutter, besser den Eintritt zur Hel, in das „Tor" der Mutter, der den Inzest verwehrt? Steckt hinter der Tierfigur mit ihren eigenartigen Merkmalen, wie den zottigen Haaren, den glühenden Augen, dem langen, dicken und gerade hinaufgestellten Schwanz, der Vater? Oder ist das Ungeheuer, was weniger wahrscheinlich, eine Mutterimago? Oder müssen wir gar, tief in den Archaismus hineingreifend, an eine Art der Vereinigung beider Elternteile, müssen wir an ein hermaphroditisches Wesen denken, das in seiner Vagina den gefürchteten Hohlpenis verborgen hält?

Wir wissen es vorläufig nicht, können höchstens darin eine leise Bestätigung unseres Gedankens finden, daß die Einfälle Freds, die vom eigentlichen Thema abweichet, — wie dies die Regel zu sein pflegt, — letzteres in irgend einer Form widerspiegeln. Im Traum verschwindet zuerst die Mutter, dann auch der Hund. In den vom Traum abweichenden Einfällen, geht zuerst wieder die

Mutter weg, und darauf wird die Abwesenheit des Vaters erwähnt. Diese Sukzession sowie mancherlei Merkmale des beschriebenen Hundes würden uns eher für eine Vaterimago stimmen lassen.

Wir werden darauf zurückkommen und folgen vorläufig den Einfällen Freds, die sich auf den zweiten Teil des Traumes beziehen. Fred gibt vorgängig eine interessante Ergänzung zum Traum:

„Als die Männer im Zimmer rannten, hielt ich vor ihnen die Hand auf und wollte „halt" rufen, damit sie aufhörten zu rennen, konnte aber nicht. Es wollte mir nicht aus dem Mund."

Nach Einfällen befragt, sagt er aus:

„Frau Dr. X. meinte, als ich ihr den Traum erzählte, das sei das „Doggeli" (Mart, Alpdrücken). Wenn es komme, könne man nicht reden, und es renne alles im Zimmer herum. Sie hätte das auch einmal erlebt. Damals lag sie im Schlaf mit dem Kopf zu hoch. Und mitten in der Nacht sah sie einen greulichen, großen Mann, der auf sie gehen wollte. Sie versuchte zu rufen, aber sie konnte nicht."

Da uns auch dieses Parallelerlebnis der Frau Dr. X. wenig weiter hilft in der Enträtselung der Hundfigur, wollen wir, den weiteren Einfällen Freds folgend, uns dem Moment des Rennens zuwenden, um zu sehen, ob sich allenfalls ein Zusammenhang zwischen dem Rennen, der Mutter und dem Hund ergibt.

Fred ergänzt den Traum und gibt Erklärungen zu ihm:

„Ich war auch nicht ruhig. Als Mama kam, kauerten die Männer alle in einer Ecke. — Der Traum kam daher, weil ich am Tage auch viel renne. Mama sagt, wer immer renne, werde nicht dick. Ich tue es gerne, es geht schön, aber tags bin ich immer müde, nachts renne ich besser. Da muß ich einfach noch ein wenig hinaus. Nachts habe ich mehr Kraft. Da kann ich z. B. den Leiterwagen so leicht hineintun, und vom Rennen werde ich da gar nicht müde. Nachts sehe ich auch viel besser, wenn ich renne. Hat es tags Nebel und ich renne, sehe ich fast nichts, während ich bei nächtlichem Nebel viel mehr sehe."

Fred bekundet eine deutliche Bevorzugung der Nacht gegenüber dem Tag. Es klingt wie eine Begründung für sein Nachtwandeln, wenn er erklärt, daß er nachts eben besser rennen könne. Die Nacht genießt übrigens als Symbol des Weibes auch im Matriarchat und in den ihm verwandten Zeitepochen, wie z. B. der Romantik, den Vorzug. Die starke Bindung unseres kleinen Patienten an seine Mutter erfaßt seine ganze Persönlichkeit, so daß in all seinem Tun und Lassen sich das regressive Streben äußert.

Aber das Rennen allein befriedigt seinen Drang nach Bewegungslust noch nicht. Er will nachts auch fliegen:

„Jede Nacht sage ich mir, ich will fliegen, und dann träume ich auch wirklich, daß ich fliege. So bin ich in der Nacht vom letzten Sonntag nach Thun geflogen."

Das Fliegen erinnert Fred wieder an das Nachtwandeln zu Mutters Bett und erinnert ihn zugleich an einen Traum, den er zwei Jahre früher gehabt, und der nun bereits symbolisch Zusammenhänge zwischen unbewußtem Wünschen als Triebfeder, dadurch ausgelöster Motorik und realem Ziel schafft:

„Nachts, wenn Mama ins Bett geht, stehe ich im Schlaf auf und gehe an ihr Bett und drücke mit den Fingern ein wenig auf ihre Hand und gehe dann wieder ins Bett. Aber ich weiß davon nichts. Mama sagte es mir so. Gestern machte ich es auch.

Als sie ins Bett stieg, ging ich zu ihr und ich sagte: „Komm jetzt schnell," und dann fuhr ich weiter: „Mach daß du fortkommst, schwarzes 'Druckli', schwarzes 'Druckli' (Schachtel)!

Vor zwei Jahren hatte ich einen Traum, den behalte ich immer:

Ich bin mit einer Frau auf die Almend (Flugplatz) gegangen, um mit ihr zu fliegen. Sie bezahlte das Flugzeug. Sie saß hinten auf. Als wir zwei Kilometer hoch in der Luft waren, sprang sie mit einem Fallschirm ab. Ich konnte nicht mehr lenken und fiel herunter. Als wir beide unten waren, kamen wir beide in einen großen Ballon. Ich bin zu einem Loch hineingeschlüpft. Und da war es ein Wirtshaus, und ich habe dort gegessen. Der Ballon flog. Die Leute unten schrien. Plötzlich platzte der Ballon. Wir saßen auf einem Fetzen, der nicht fiel. Da packte uns ein großer Mann, und wir waren beide daheim. Den Traum habe ich noch niemand erzählt."

Fred geht auf den Traum nicht ein. Wir vermuten, daß sich hinter der Frau die Mutter verbirgt. Die Flugsymbolik ist uns bekannt. (Die Mutter kommt mit ihm zu Fall. Wir denken an die „gefallene Frau".) Zum Ballon fällt Fred die Mutter ein. Der Traum dürfte also eine deutliche Mutterleibsregression und eine Wiedergeburtsphantasie darstellen. Auch daß man im Innern des Ballons wie im Mutterleib zu essen bekommt, deutet darauf hin. Hinter dem Manne jedoch, der die Beiden in ihrem schönen Traum des Fliegens (der Vereinigung) stört, der sie herunterreißt, steht wohl der Vater, der die Mutter für sich beansprucht.

Nach einer kurzen Ablenkung auf seinen Bruder Walter, von dem er eine komische Szene zu berichten weiß, fällt Fred ein neues früheres Traummotiv ein:

„Oft träume ich, es kommen kleine Kätzchen zu mir ins Bett. Ich streichle sie, und dann sind es nicht mehr Kätzchen, sondern Hunde, z. B. sechsbeinige Dackel mit Zylinder, Stock und Kragen. Einmal stand ein Polizist dabei, und der mußte lachen und auch die Laternen auf den Straßen krümmten sich vor Lachen."

Wieder müssen wir uns mit einem vagen Deuten unsererseits begnügen, da uns der Analysand keine direkten Beziehungen zum Traume gibt. Die Katze ist ein typisch weibliches Symbol. Fred nimmt also das Weib, seine Mutter, zu sich ins Bett, und auch hier wie im ersten Traum, verwandelt sie sich in einen Hund, der erneut ein ausgesprochen männliches Äußeres zeigt. Daß dazu der Polizist, „der Hüter der Gesetze" — unter den Gesetzen nimmt das Inzestverbot eine Vorzugsstellung ein — lacht, daß ferner auch die Laternen, die Spenderinnen des Lichtes, das die Nacht vertreibt und das nächtliche Treiben bei der Mutter vereitelt, ebenfalls lachen, erscheint uns recht amüsant.

Fred begnügt sich damit, am Schluß der ersten Stunde von seiner Tante zu erzählen, die telefonierte, daß er sie abholen möge. Auf ihr Befragen habe er gewünscht, mit ihr ins naturhistorische Museum zu gehen. Er berichtete dann eingehend von den schönen Steinen, den Pflanzen und Tieren, die er dort gesehen habe. Besonders interessierten ihn die Unterschiede der männlichen und weiblichen Geschlechtsmerkmale bei den Antilopen, ferner, daß die Affen Gesichter wie Katzen hatten, rote Nasen und Schlitzaugen, daß ein Orang-Utang auf ein Negerbaby losstürzt, daß von den Hunden nur die Köpfe an der Wand stecken usw.

Die Tante, die Fred sehr liebt, ist ihm ein Mutterersatz. Mit ihr will er im Museum die ganze Entwicklungsgeschichte des Menschen sehen. Er will wissen, woher der Mensch stammt.

Eine Fülle von Problemen bietet sich uns aus dieser ersten Analysestunde dar. Die Einfälle erwecken oft den Eindruck, als ob sie wie Alarmsignale wirkten, die auf dem Wege ins Dunkel des verdrängten Unbewußten Vorahnungen dessen vermitteln sollten, was dort zu finden sei.

Versuchen wir in einer kurzen Zusammenfassung die „signalisierten" Probleme zu benennen:

Voran steht das Nachtwandeln. Es steht in enger Beziehung zu einer Muttersehnsucht, der wahrscheinlich eine Mutterleibsregressionsphantasie zugrunde liegt (schwarzes Druckli, Ballon). Auch der Inzestwunsch gehört in diesen Problemenkomplex. Eng verknüpft damit ist der motorische Durchbruch im Schlaf sowie die gesteigerte Motorik des Knaben überhaupt. Im Hund, dessen Bedeutung uns noch nicht klar ist, wähnen wir eine symbolische Gestalt, die irgendwie mit dem Ödipuskonflikt im Zusammenhang stehen muß, zu erkennen. Als Nebenprobleme treten auf den Plan: das Verhältnis zum jüngeren Bruder, und kaum angedeutet, das Interesse nach der Herkunft des Menschen, also das Problem der sexuellen Aufklärung.

Die nächstfolgenden Analysestunden würfeln diese Probleme bunt durcheinander. Ich glaube wir fahren deshalb besser, wenn wir sie tunlichst einzeln verfolgen, allerdings ohne uns von dem Verlauf der Analyse allzuweit zu entfernen.

Zu Beginn der zweiten Stunde erzählt Fred folgenden Traum, der uns in manchen Sitzungen immer wieder beschäftigte:

„Ich war eine Taube und flog mit andern über das M e e r. Auf dem Wasser unten sahen wir ein großes S c h i f f. Einige Tauben sagten, sie wollten darauf landen, sie seien müde, aber ich wollte weiter. Ich flog darauf fast allein nach Amerika. Wir landeten in der Wüste und fanden fast nichts zu essen und zu trinken. Da lag im Sand ein Nest, darin lagen wir dann als kleine Täubchen eingepuppt. Plötzlich sahen wir eine Giraffe, die kam mit ihrem Kleinen dahergerannt. Wir erschraken und wollten wegfliegen, aber wir konnten nicht. Der Sand klebte uns an den Flügeln. Sie kamen näher und schnupperten an uns herum. Wir hatten schreckliche Angst. Die alte Giraffe nahm dann eine Taube in das Maul und trug sie fort. Ich sah sie bald nicht mehr. Nun wurde es dunkel. Ich dachte, oh, wäre ich auf dem Schiff! Ich schlief ein. Am andern Tag putzte ich mich und flog weiter. Da kreiste ein A d l e r über mir, vor dem ich mich sehr fürchtete. Er schoß auf mich herunter, packte mich am Hals und trug mich fort in sein Nest, worin die Kleinen hockten. Sie begannen mich zu zupfen. Schließlich wurde ich getötet. Am Morgen, als ich erwachte, meinte ich immer noch, ich sei im Nest des Adlers."

Es begegnen uns in diesem Traume mancherlei bekannte Symbole, aber auch die wichtigsten der erwähnten Probleme aus der ersten Sitzung tauchen wieder auf. Dabei merken wir allerdings bereits eine erheblich andere Schichtung, andere Beziehung. Es ist als ob die erste Stunde der Analyse bereits ihre Wirkung zeigte. Ich wage die Deutung zu geben, wie sie sich mir beim Anhören des Traumes aus meinen eigenen Einfällen ergab:

Der Traum ist ein typischer Regressionstraum. Fred wird klein, kommt wieder als das Kleine in das Nest, in die Wiege. Er fliegt nicht mehr mit der Mutter. Deuten wir das Meer und auch das Schiff als Muttersymbole, dann fliegt er also über die Mutter hinweg und kommt in ein Nest, in sein Bett. Der Wunsch nach der Mutter bleibt jedoch bestehen. Darf man in der Giraffe die Mutter sehen, die ihn holen will, fressen will, um auf diese Art den Wunsch, in den Mutterleib zurückkehren zu können, zu realisieren? Es wird dunkel,

und da wird im Traum wie im Wachleben der Wunsch nach der Mutter wieder stärker. Er möchte auf dem Schiff (Mutter) sein. Er schläft jedoch die ganze Nacht in seinem Nest (Bett). Der Durchbruch der Motorik erfolgt also nicht mehr. Nun aber der Adler: Als typischen Vertreter der Männlichkeit, kann er den Vater darstellen, der den immer noch gewünschten Inzest mit dem Tode bestraft.

Hören wir, was Fred selber zu den einzelnen Traumteilen aussagt:

Zur Metamorphose in eine Taube und zum Flug über das Meer, kommt ihm in den Sinn, daß er am Abend zuvor ein Gedicht von Schwalben und Tauben gelesen, und daß er am Morgen nach dem Traume die Mutter ein wenig genarrt habe.

„Als Mama am Morgen kam, meinte ich, sie wolle mich wecken. Dabei hatten wir doch heute in der Schule frei. Ich gab ihr an, es sei mir nicht gut. Sie sagte darauf, ich müsse doch in die Schule. Ich aber sagte, ich wolle im Bett bleiben. Ich versteckte mich darauf hinter dem Divan. Als die Mutter wieder kam, meinte sie, ich sei noch im Bett; als sie mich aber beim Nachschauen nicht fand, glaubte sie, nun sei ich doch in die Schule gegangen. Sie ging wieder hinaus. Da kroch ich leise hinaus und spielte mit dem Bruder. Später erzählte ich alles."

Es scheint so, als ob die neckische Handlungsweise Freds seiner Mutter gegenüber — in einem Teile, unserer Deutung rechtgebend — den Traum teilweise wiederholte. In Form eines Witzes löst er sich von seiner Mutter, spielt mit ihr Versteck, um dann beim Spiele mit seinem Bruder wieder aufzutauchen. Auch im Traum der Nacht zuvor fliegt er von der Mutter weg und liegt dann mit seinen Geschwistern (Tauben) zusammen im Nest.

Der Bruder tritt in den Einfällen immer mehr in den Vordergrund: *Walterli wollte immer übers Meer fliegen. Es sagte, er wolle dann im fremden Lande Löwen töten.* Das gefiel mir. Es scheint sich also im Traume auch eine Identifikation mit dem Bruder zu vollziehen. Das zeigt sich auch darin, daß er den Wunsch äußert, in der kommenden Nacht wieder so etwas zu träumen, aber dann müsse der Bruder mit dabei sein.

Zum Schiff fällt ihm ein, daß er lieber fliegen wollte, weil er Angst vor dem Schiffe gehabt habe. Er hätte befürchtet, man würde ihn auf dem Schiff mit einem Netz fangen. Auch in eine Stadt (ebenfalls Muttersymbol) sei er nicht gerne geflogen, wieder in der Angst, gefangen zu werden. In der Wüste hingegen habe es nichts zu essen gegeben. Wir erinnern uns an den Traum mit dem Ballon. Das Leben in der Wüste — hierin erkennen wir bereits eine deutliche Progression — dürfte zum Unterschied vom Leben im Ballon, im Mutterleib, wo man eben zu essen hatte, das nachgeburtliche Leben bedeuten, das er, sich von der Mutter lösend, nunmehr wählt.

Freilich, hier ist er noch ein Wickelkind, ein Anfänger (kleine Taube), und es drohen ihm allerhand Gefahren, denen er nicht gewachsen ist, Gefahren, die ihn vordem zur Mutterleibsregression — die er freilich zugleich auch begehrte — gezwungen hatten. Wie der Hund im früheren Traum, so bleiben uns Giraffe und Adler immer noch unklare Gestalten. Zu den Giraffen assoziiert Fred, sie hätten ganz lange Hälse gehabt und dumme Beine, die wie Stelzen aussahen, auch trugen sie schnurgerade, kleine Ohren wie ein Hund(!). *„Ihr Schwanz war so lang wie ein Zeigefinger, nur so ein Stümpfchen."* Fred faßt selbst Beziehungen zum Hund. (Erwähnenswert scheint mir, daß der Schwanz,

das Penissymbol, hier nicht mehr übermäßig groß erscheint, sondern nun eher zu klein.) Zum Gefressenwerden gibt er erneut eine Assoziation mit dem Hund. *„Die Giraffe trug die Taube im Munde fort, so wie ein Hund einen Hasen."* Als Taube im Nest ist er noch naß, als ob er soeben aus dem Ei geschlüpft wäre, eben ins nachgeburtliche Leben.

Fred meint, auf dem Schiffe hätte er fahren können, und es hätte ihn kein Adler genommen. Er wäre auch nicht müde geworden und hätte in der Nacht keine Angst gehabt. Wir hören aus den Worten das Gefühl der Geborgenheit, das das Kind ähnlich bei der Mutter empfindet.

Nun der Adler:

„Er suchte gerade etwas für die Kleinen (Nährvater). Ich flog halt immer höher, bis er wußte, daß er mich nehmen konnte. Ich spürte, wie die scharfen Krallen mich ergriffen. Sie waren etwa zwei Zentimeter lang. Als er auf mich loskam, machte er ein Geschrei. Die Jungen pickten und nagten dann an mir herum. Sie erdrückten mir den Kopf. S i e f r a ß e n m i c h. — Einmal habe ich auch geträumt, daß man mich fragte, was ich werden wolle, aber ich sagte nichts. Ich ging einfach fünf bis sechs Jahre fort, und es wußte niemand, w o ich war. Als ich dann heimkam, hatte ich Geld. Das alte Haus war zusammengefallen, und ich ließ deshalb ein neues bauen. Ich wurde D o k t o r. Den Traum hatte ich vor einigen Tagen."

Der Traum fiel in die Zeit zwischen der ersten und der zweiten Analysestunde und zeigt viele verwandte Züge mit dem Flugtraum. Vielleicht dürfen wir den Wiederaufbau eines neuen Hauses als eine Art angedeuteter Wiedergeburt auffassen. Auch das Ergreifen des Arztberufes scheint mir auf eine progressive Tendenz hinzuweisen. Auf den letzten Punkt werden wir noch zu sprechen kommen.

Drei Tage nach der zweiten Sitzung machte mir die Mutter Freds einige wichtige Mitteilungen. Sie sagte, er habe, was vordem jede Nacht sich wiederholt hätte, nun s e i t v i e r T a g e n n i c h t m e h r g e n a c h t w a n d e l t. Es sei ihr auch aufgefallen, daß er ein großes Interesse an seiner und seines Bruders Kleinkinderwäsche zeige. Er habe ein kleines Jäckchen beständig betrachtet. Was jedoch ganz besonders ihr Staunen erweckt hätte, sei eine Frage gewesen, die er unvermittelt an den Vater gestellt habe. Nie hatte er bis heute irgend ein Interesse gezeigt für das Problem, woher die Kinder kommen. Er sei im Gegenteil, wenn Walter irgend etwas davon zur Sprache brachte, davongegangen. Die Frage an den Vater lautete: „Woher kommen die Kindlein?" Fred gab sich mit einer einfachen Antwort nicht zufrieden. Er wollte ganz genau aufgeklärt sein.

Wir sind über die Auskunft der Mutter nicht erstaunt, weder darüber, daß das Nachtwandeln sich bereits nach der zweiten Sitzung verlor, noch darüber, daß die Frage sexueller Aufklärung gestellt wurde. Es ist, als ob mit der erwachenden progressiven Tendenz auch das bis jetzt unterdrückte Interesse am Leben und an der Entstehung des Lebens sich entfaltete. Es bekommt auch in der Analyse langsam eine zentrale Stellung. Wir folgen ihm deshalb gleichfalls in unserem Bericht.

Der zweite Teil dieser Arbeit (enthaltend die Abschnitte: IV) Die sexuelle Aufklärung – V) Geburts- und Zeugungsphantasien – VI) Die feindlichen Brüder und der Kastrationskomplex – VII) Die Heilung) erscheint im nächsten Heft.

Psychoanalyse und Kindergarten

Von Nelly Wolffheim (Berlin)

Vorwort

Wenn auch seit langem auf die erziehliche Bedeutung der ersten Kindheit hingewiesen wurde, so war es doch Freud vorbehalten, uns über das Wesen und die nachhaltige Wirkung der Kindheitseindrücke Aufklärung zu verschaffen. Die Ergebnisse der psychoanalytischen Forschung führten uns zu einer veränderten Einstellung zum Kinde. Neue pädagogische Forderungen erwuchsen aus neuen Erkenntnissen. Bisher Gültiges bedarf der Überprüfung. In diesem Sinne ist die neuerdings diskutierte Frage, ob es überhaupt eine psychoanalytische Pädagogik gibt, zweifelsfrei zu bejahen. Wenn sich auch noch keine festen Richtlinien aufstellen lassen, so wurden doch Wege gewiesen. Ein System psychoanalytischer Pädagogik freilich gibt es nicht, die Gestaltung der Erziehungspraxis bleibt individueller Auffassung und Verarbeitung überlassen.

Meine Aufgabe soll es sein, den Kindergarten in das Licht einer psychoanalytischen Pädagogik zu rücken. Gerade wenn wir auf dem Boden der Freud'schen Tiefenpsychologie stehen, muß uns der Kindergarten bedeutsam erscheinen, mag er nun als soziale Einrichtung Erziehungsersatz bieten oder als pädagogisches Hilfsmittel die Kinder nur stundenweise aufnehmen. Obgleich wir der aktiven Erziehung keine so starke Auswirkung zumessen, wie es die allgemeine Pädagogik tut, müssen wir doch gerade aus unserer Erkenntnis heraus der Umwelt des Kindes größte Aufmerksamkeit schenken. Wir haben ja durch die Psychoanalyse gelernt, die Tragweite gemachter Fehler zu begreifen und sehen Erziehungsmaßnahmen unter einem anderen Gesichtswinkel an, als dies bisher geschah.

Versuchen wir uns darüber klar zu werden, was der Kindergarten dem Kinde bieten kann und in unserem Sinne bieten müßte. Wir werden dabei die Pädagogik Fröbels und Montessoris, so wie sie sich heute in der Praxis zeigt, zu überprüfen haben, um zu erforschen, ob und inwieweit sie mit den Forderungen einer psychoanalytisch orientierten Erziehung übereinstimmt.

Erklärung der benutzten psychoanalytischen Fachausdrücke

1) Verdrängung. Affekte, Vorstellungen und Wünsche, auch Erinnerungen an Erlebnisse werden in das Unbewußte verdrängt, wenn sie dem Bewußtsein der Persönlichkeit (ihrem Ichideal) unerträglich sind.

2) Fehlhandlung. Davon ausgehend, daß im Seelenleben nichts zufällig ist, betrachtet die Psychoanalyse kleine, scheinbar nebensächliche Äußerungen und Handlungen wie Versprechen, Vergessen, anscheinend zufällige Bewegungen, ein Fallenlassen, Zerbrechen usw. als ungewollte Darstellungen seelischer Zustände.

3) Ödipuskomplex. Komplex ist eine sich um einen Kern gruppierende,

gefühlsmäßig zusammengehaltene Gedanken- und Affektgruppe. Der Ödipuskomplex bezeichnet die starke, sexuell gefärbte Gefühlsbindung des Kindes zu einem — meist gegengeschlechtlichen — Elternteil, wie sie in den ersten Lebensjahren zu Tage zu treten pflegt, und die eine oft an Haß grenzende Ablehnung des andern Elternteils mit sich bringen kann. Die Sage vom König Ödipus versinnbildlicht diesen Konflikt.

4) Untergang des Ödipuskomplexes. Damit wird das Abklingen dieser Gefühlssteigerungen — etwa um das fünfte Lebensjahr — bezeichnet. Der Ödipuskomplex erliegt dann der Verdrängung.

5) Sublimieren. Umlenkung von asozialen Triebäußerungen und unerfüllbaren sexuellen Triebansprüchen in eine sozial angepaßte Tätigkeit.

6) Übertragung. Gefühlsbeziehungen, die ursprünglich einem anderen galten, werden auf Ersatzpersonen „übertragen". Daß es sich nur um ein übertragenes Gefühl (der Zuneigung oder Abneigung) handelt, nicht um ein spontan-erstmaliges, wird nicht bewußt.

7) Trauma. Seelische Verletzung von anhaltender schädlicher Nachwirkung.

8) Überkompensieren. Um ein Gefühl besser in der Verdrängung halten zu können, wird das entgegengesetzte Gefühl überbetont. Beispiel: An Stelle eines ursprünglich vorhandenen Hasses zeigt sich eine überstarke Zuneigung.

9) Identifizierung. Sich im Ganzen oder in einzelnen Zügen wie ein anderer verhalten, ihn gleichsam ganz oder teilweise in sich aufnehmen.

10) Anal. Das Wort kommt von Anus = After („Anal" also: „auf After bezüglich").

11) Regression. Zurückweichen auf eine frühere Entwicklungsstufe.

12) Narzißtisch. In sich selbst verliebt.

13) Sadistisch. Lust, andere leiden zu machen.

14) Phobie. Krankhaft gesteigerte Angst vor einer Gelegenheit, in der Angst entsteht.

I

Einige Grundgedanken der psychoanalytischen Pädagogik

die bei der Führung des Kindergartens beachtet werden müssen

Freud hat uns den Zusammenhang zwischen den ersten Erlebnissen und späteren neurotischen Erkrankungen aufgedeckt und hat die Entwicklung des Charakters von bisher unbeachteten Momenten abzuleiten gewußt. Die Einwirkung unbewußter Vorgänge auf Gedanken und Handlungen des Menschen muß auch bei dem Verhalten des Kindes in Betracht gezogen werden. Wer sich erst einmal mit der psychoanalytischen Lehre vertraut gemacht hat, und besonders, wer darüber hinaus den in Kinderanalysen zutage getretenen psychischen Befunden Beachtung schenkte, der wird schwer eine Brücke von den bisher allgemeingültigen Erziehungsgrundsätzen zu der nun gewonnenen Einstellung finden.

Als Bedeutsamstes wollen wir hervorheben, daß die psychoanalytische Erziehung mit dem Idealbilde des „braven" Kindes aufgeräumt hat. Daß das zu artige Kind nur der Bequemlichkeit des Erziehers entgegenkommt, im Grunde aber eine ungesunde und für die spätere Charakterentwicklung des Menschen wenig günstige Erscheinung ist, muß betont werden. Wohl neigt moderne Erziehung an sich dazu, die anerkennende Bewertung des Bravseins herabzumindern, den Zusammenhang und tieferen Sinn der

Schädigungen, denen das auf Artigkeit dressierte Kind ansgesetzt ist, vermochte uns erst die Psychoanalyse aufzuweisen.

Betrachten wir, auf welche Weise das Bravsein des Kindes zustande kommt. Das kleine Kind wird hauptsächlich aus zwei Möglichkeiten heraus dazu gelangen, den Anordnungen seiner Erzieher zu folgen. Entweder bringen wir das Kind durch Furcht dazu, uns zu gehorchen, ein Verfahren, das einsichtige Erzieher schon lange verwerfen. Oder aber das Kind paßt sich aus Liebe an, folgt, weil es den Erzieher erfreuen will. Es strebt dann dem Ideal zu, das die von ihm geliebten Eltern ihm vor Augen stellen. Der Wunsch, sich der Mutter oder dem Vater anzugleichen, wirkt als treibende Kraft. So bildet sich im Kinde ein Ichideal (Über-Ich), dem es zustrebt. Ist das Ichideal im Kinde sehr wirksam, so wird es bemüht sein, alles in sich zu bekämpfen, was dem angestrebten Ideal nicht entspricht. Es kommt zur Verdrängung jener Triebe und Wünsche, die dem Kinde auf Grund der ihm von seiner Umgebung gezeigten Einstellung und der wiederholt ausgesprochenen Verbote nicht „erlaubt" erscheinen. Psychoanalytische Erfahrungen haben aber gezeigt, daß zu starke Verdrängungen [1][1] die gesunde Entwicklung des Kindes unterbinden können. Seelische Fehlentwicklungen, aber auch körperliche Symptome, kommen oft daher. Hemmungen aller Art, die Frohsinn, Selbstbewußtsein und Tatendrang des Kindes unterbinden können, entstanden vielleicht nur dadurch, daß das Kind im Kampf mit den an es gestellten Anforderungen und dem eigenen Streben, sein Ichideal zu erreichen, unterlag. Schuldgefühle, die in der Seele jedes Menschen herrschen, können unter solchen Umständen zu einer überwertigen Stärke anwachsen und das Kind sich minderwertig fühlen lassen.

In Anerkennung solcher Tatsachen sollte der Erzieher davon Abstand nehmen, zu große Anforderungen an das Kind zu stellen. Wir anerkennen den Triebverzicht als Notwendigkeit und fordern vom Kinde eine Anpassung an die Realität, aber wir vermeiden es, diese Forderungen zu überspannen.

Ein wichtiges Gebiet unserer Erkenntnisse ist die Anerkennung menschlicher Schwächen auch beim Kinde. Es ist nicht so gut und fehlerfrei, wie wir aus unseren eigenen Idealvorstellungen heraus anzunehmen geneigt waren. Die Tiefenpsychologie Freuds hat uns gelehrt, daß Handlungen und Worte oft ganz andere — unbewußte — Hintergründe haben, als es den Anschein hat. Wir wissen jetzt z. B., daß Übergüte, überbetonter Hang zur Sauberkeit und ähnliche die Erzieher stets mit großer Freude erfüllende Eigenschaften vielfach den entgegengesetzten eigentlichen Charakterzug überdecken (überkompensieren). Im Unbewußten des besonders opferbereiten Kindes können stark egoistische Triebe wirksam sein, die sich

1) Die Nummern im Text [in eckigen Klammern] verweisen auf die Erklärungen psychoanalytischer Fachausdrücke. S. 18 und 19.

infolge ihrer Verdrängung nach außen hin nicht auswirken, das Kind aber beunruhigen und eines Tages — zur Überraschung der Umgebung — manchmal mit stärkster Intensität zum Ausbruch kommen!

Statt alles uns Nichtwünschenswerte im Kinde mit Strenge zu unterdrücken, wird psychoanalytische Erziehung versuchen, es umzuleiten und in sozial günstigerer Weise zu verwerten. Statt also — um ein Beispiel zu geben — ein unreinliches Kind, das den Drang hat, im Schmutz zu wühlen, zu strafen, erkennen wir diese Unreinlichkeit als etwas dem Kinde in dieser Epoche (die individuell verschieden ist) Entsprechendes an; wir versuchen daraufhin, ihm Gelegenheit zu geben, seine Schmierlust nutzbringend zu betätigen und geben ihm Farben zum Malen, Sand und Wasser zum Spielen und Knetmasse, bis — ganz von selbst — aus dieser primitiven Lust ein bewußteres Gestalten ward. (Wir werden später noch näher darauf zurückzukommen haben.)

Vor allem rechnet psychoanalytische Erziehung mit dem Luststreben des Kindes und anerkennt die Größe der ihm gestellten Aufgabe, sich der Realität anzupassen. Daher unterdrücken wir des Kindes Willensstrebungen nur, wenn es durch äußere Faktoren unbedingt erforderlich wird. Nicht als Verweichlichung erscheint uns dies, sondern als der Weg zu freier Entwicklung. Unterdrückung bedeutet dem psychoanalytischen Erzieher Hemmung, die zu verdrängtem Aufbegehren, Affektaufhäufung und Haßbildung führt, alles Momente, die nachteiligen Einfluß auf das Seelenleben gewinnen.

Wir müssen — soweit wir auf psychoanalytischem Boden stehen — vor allem die im Unbewußten wurzelnden Ursachen der Schwierigkeiten, die das Kind der Erziehung bereitet, erforschen, wozu uns — wenn unser Blick entsprechend geschult ist — des Kindes Verhalten im allgemeinen, seine Fehlhandlungen [2], vor allem auch seine Spiele als Ausfluß des Innenlebens, verhelfen können.

Daß die Psychoanalyse uns auch ein Wissen von der Sexualität des kleinen Kindes erschlossen hat, ist bekannt: es ist meist das Einzige, was der Fernstehende von der Psychoanalyse zu wissen pflegt. Wir tragen in der erziehlichen Leitung der Kinder den neuen Erkenntnissen Rechnung und werden auch im Kindergarten — wie wir noch sehen werden — den früher übersehenen Tatsachen Beachtung schenken.

Als letztes sei noch Folgendes herausgehoben. Wir wissen heute, daß seelische Faktoren die Verhaltungsweise der Kinder leiten, die von der Beeinflussung durch unsere gewollten erzieherischen Maßnahmen unberührt bleiben. Wir wissen, daß es neurotische Kinder gibt, die unter der Einwirkung ihrer eigenen Schwierigkeiten stehend, der Erziehung Schwierigkeiten bereiten. Wir kennen Kinder, denen die Anpassung an die Realität mißglückte, und die daher mit der Außenwelt selbst

dort in Konflikt geraten, wo eine vernünftige Erziehungseinstellung unnütze Konflikte zu vermeiden sucht.

Wir Erzieher werden in Anerkennung dieser Tatsachen bescheidener werden; bescheidener sowohl in Hinblick auf den Einfluß unserer Bestrebungen als auch in unseren Forderungen an das Kind.

Die Folgerungen, die wir aus den hier kurz skizzierten Gedanken für die Führung des Kindergartens zu ziehen haben, werden aus unseren Darlegungen ersichtlich werden. Zunächst sei es unsere Aufgabe, uns den Entwicklungszustand des Kindes im Kindergartenalter zu vergegenwärtigen.

II

Das Entwicklungsstadium des Kindes im Kindergartenalter

und die daraus erwachsenden Aufgaben des Kindergartens

1) Äußerungsformen des Ödipuskomplexes [3] im Kindergarten

Wir haben es im Kindergarten mit Kindern zu tun, die auf der Höhe des Ödipuskomplexes stehen und können auch mit dem Untergang des Ödipuskomplexes [4] im Verlauf der Kindergartenzeit rechnen. In dem Bewußtsein, daß die Kinder im Kampfe stehen, daß sie eine überaus wichtige Entwicklungsphase durchlaufen, wird der Kindergarten in besonderem Maße bestrebt sein müssen, dem Kinde Schädlichkeiten fern zu halten und Erleichterungen zu schaffen. Wir müssen versuchen, den Kindern in ihren Schwierigkeiten Hilfe zu bieten, indem wir ihnen Sublimierungsmöglichkeiten [5] und Ersatzbefriedigungen für aufgegebene Wünsche anbahnen.

Erfahrung lehrt, daß bei manchen Kindern durch den Besuch des Kindergartens — namentlich anfangs — Schwierigkeiten ausgelöst werden, die aus den naturgegebenen Konflikten dieser Altersstufe zu erwachsen scheinen. Daß derartige Schwierigkeiten nicht so häufig entstehen, wie wir sie theoretisch erwarten dürften, scheint mir ein Zeichen dafür zu sein, daß der Kindergartenbesuch für die meisten Kinder den wünschenswerten Ausgleich zu schaffen vermag, daß er dem Kinde in seinen Konflikten ein Helfer sein kann. Wir wollen uns freilich hüten, nur aus den zu Tage tretenden Erscheinungsformen Schlüsse zu ziehen, wissen wir doch, daß sich manches im unbewußten Seelenleben ganz anders abspielt, als es nach außen hin den Anschein hat. Solange aber kein Material aus Kinderanalysen vorliegt, das uns die tieferliegende Auswirkung des Kindergartens auf das Kind und besonders die unbewußten Reaktionen desselben aufweist, müssen wir uns auf die einfache Beobachtung verlassen.

Wir haben uns nun zuerst zwei Fragen vorzulegen: Wie werden die aus dem Ödipuskomplex resultierenden Erscheinungen im Kindergarten bemerkbar, und worauf stützen wir die Annahme, daß der Kindergarten dem Kinde in seiner Konfliktsituation Hilfe zu bieten vermag?

Nach meinen Erfahrungen äußern sich die Schwierigkeiten, unter denen das Kind steht, meist durch sein gesamtes Verhalten. Ausgeprägt neurotische Kinder zeigen Reizbarkeiten, Aufregungszustände und oft auch Angsterscheinungen, die wir als mit der Ödipussituation in Zusammenhang stehend vermuten können. Wenn z. B. die fünfjährige Sonja in meinem Kindergarten stets, wenn ihr Vater abgereist war (was sehr oft geschah), verstimmt und in hohem Grade anlehnungsbedürftig in den Kindergarten kam, so mußte dies auffallen. Sie war dann immer aufsässig, widersprach allem, tat bewußt, was sie nicht tun sollte, alberte mit den Kindern, beschäftigte sich nicht recht, und eine bestehende Eßstörung verschlimmerte sich in diesen Zeiten. Der Zustand hielt an, bis der Vater von der Reise zurückkam. Es bedurfte für uns bald keiner Mitteilung über die Abwesenheit des Vaters, Sonjas Verhalten gab uns Auskunft. Die starke Gefühlsbeziehung des Kindes zu seinem Vater trat deutlich hervor.

Auch der dreijährige Heinz bewies seine Ödipuseinstellung recht deutlich. Er zeigte sich jedesmal höchst ungnädig, wenn sein Vater ihn abholte, während er die Mutter mit stürmischer Liebkosung begrüßte. Dieses Kind hatte sich mehrere Monate hindurch im Kindergarten ganz normal verhalten und war sogar durch seine Liebenswürdigkeit der Liebling aller Kinder. Eine Veränderung im Wesen des Jungen trat ganz plötzlich ein; er wurde immer schwieriger, immer verstimmter und reizbarer, und wir mußten schließlich erkennen, daß es sich um eine akut zum Ausbruch gekommene Neurose handelte. Den Untergrund dieser Erkrankung bildete eine Enttäuschung, die seine so intensiv geliebte Mutter ihm bereitet hatte.

Wir könnten viele Beispiele erzählen, die wir als Beweis für die Auswirkungen des Ödipuskomplexes anzusehen geneigt sind. Sehr beachtenswert scheint uns auch die Tatsache zu sein, daß sich viele Kinder im Kindergarten so ganz anders verhalten, als in ihrer häuslichen Umgebung. Zu Hause die größten Schwierigkeiten bereitend, sind diese Kinder im Kindergarten sehr gut anpassungsfähig und imstande, Verzicht zu leisten und sich gegebenen Forderungen zu fügen. Der kleine Fritz z. B., der mit seinen fünf Jahren einen überraschend einsichtigen Eindruck machte und Vernunftsgründen gut zugänglich war, nie mit Heftigkeit auf eine Versagung oder ein Verbot reagierte, dieser Junge war zu Hause der Mutter gegenüber von einer tobenden Heftigkeit. In seinen Wutausbrüchen vergrößerte sich die Körperkraft des sonst eher schwächlichen Kindes so stark, daß die Mutter ihn körperlich nicht bezwingen konnte und vor seinen Schlägen flüchten mußte. Es erscheint nicht glaubhaft, daß nur eine unvernünftige Erziehungsweise Ursache des Verhaltens war; man dürfte nicht fehlgehen, hier auf einen Zusammenhang mit der unbefriedigten Liebeseinstellung des Kindes zu seiner Mutter, wie sie der Ödipuskomplex zeitigt, zu schließen, die das Kind gerade ihr gegenüber so reagieren ließ.

Wir wissen zwar, daß die aus der häuslichen Umwelt erwachsenden

Konflikte im Kindergarten fortfallen, aber wir müssen in Betracht ziehen, daß hier andere Konfliktsmöglichkeiten gegeben sind. Wenn nun die zu Hause „schwierigen" Kinder so häufig im Kindergarten leicht lenkbar sind und das häusliche Verhalten hier nicht zeigen, so müssen wir zu der Annahme kommen, daß weder besondere Charakterveranlagung noch „nervöse Disposition" Ursache der häuslichen Verhaltungsweise ist, sondern daß eben die Familienbeziehung als solche hier Wirkungen auslöst.

Wohl werden häufig häusliche Gefühlseinstellungen auf die neue Umgebung übertragen, aber, wenn wir sie eben als Übertragung [6] zu werten wissen, so werden unsere eigenen Reaktionen weniger affektvoll sein, als dies zwischen Eltern und Kindern der Fall zu sein pflegt. Wenn der Erzieher gelernt hat, Liebe und Haß des Kindes, seine Eifersucht und seinen Kampf um sein Recht, Aufsässigkeit und Schmiegsamkeit unter dem Gesichtswinkel der Übertragung zu betrachten, also unpersönlich zu nehmen, so wird die Führung der Kinder eine überpersönliche sein. Die Psychoanalyse spricht von positiver und negativer Übertragung. Sehen wir uns einmal den Fall der sechsjährigen Friedel an, die mir eine ablehnende Gefühleinstellung eines Tages deutlich zu erkennen gab, obgleich sie im allgemeinen sehr an mir hing. Das Kind plauderte mir auf einem Spaziergange folgende Phantasie vor: Sie wies auf einen Turm, teilte mir in freundschaftlichem Tone mit, daß sie mich dort aufhängen wolle, schilderte genauestens den Vorgang dieser Prozedur und malte mir, in Grausamkeit schwelgend, aus, wie ich dort oben in wenig angenehmer Weise hängen würde. Das Kind zeigte bei dieser Unterhaltung keinerlei Erregung und wußte auch für ihr Vorhaben keinen Grund anzugeben. Es ist gar nichts Seltenes, daß sich bei Kindern, die an freies Reden gewöhnt sind, ihnen selbst unbewußte Affekte in Phantasien Luft machen. In diesem Fall war es für mich nicht schwer, den Untergrund von Friedels momentaner Abneigung mit einiger Sicherheit zu erkennen. Das Kind durchlebte im Elternhaus starke seelische Konflikte. Sie war in übermäßiger Weise an den Vater gebunden, erkannte scheinbar die wenig guten Beziehungen der Eltern zu einander und sah in der Mutter nur die strenge, verbietende Macht, die im Gegensatz zu der Verwöhnung von Seiten des Vaters noch fühlbarer wurde. Selten ist mir die Ödipuseinstellung eines Kindes so klar bemerkbar geworden wie in diesem Fall. Liebe zum Vater und ein eifersüchtiger Haß auf die Mutter erfüllten die Kleine. Ich mußte, da ich Friedel, so weit meine Überlegungen reichten, keine Veranlassung zu der starken Ablehnung gegeben hatte, vermuten, daß der geschilderte Strafakt nicht mir, sondern der Mutter galt, daß sie ihren Haß im Augenblick nur auf mich übertragen hatte.

Wir dürfen auch nicht die Doppelseitigkeit der Gefühle vergessen, die Ursache ist, daß Haß und Liebe nah bei einander stehen. Die Gegensätzlichkeit gleichzeitiger Gefühle — die Psychoanalyse spricht von ihr Ambi-

valenz — ist beim Kinde besonders groß und naturgegeben. Mit moralischer Stellungnahme darf man daher an solche Reden der Kinder nicht herantreten. Wir müssen aufhören, uns über ein scheinbar rohes und gefühlloses Phantasieren zu entsetzen und hinter Reden, wie den eben erwähnten, eine besondere, vielleicht gar krankhafte Verderbtheit zu vermuten. Gerade in der Zeit des Kindergartenalters, die dem Kinde so viel Triebverzicht und Konfliktsauseinandersetzung abverlangt, darf uns wechselvolles Verhalten nicht überraschen. Das Wissen von der Gefühlsübertragung kann uns dazu verhelfen, den Affektäußerungen positiver und negativer Art verständnisvoller gegenüber zu stehen.

Um Mißverständnissen vorzubeugen soll aber betont werden, daß wir uns durch die Möglichkeit einer übertragenen Gefühlsbeziehung nicht davon abhalten lassen dürfen, unser eigenes Verhalten zu den Kindern zu überprüfen und uns in jedem Einzelfall zu fragen, ob wir selbst Veranlassung zu Ablehnung und Gereiztheit oder zu einem Zuviel an Liebe gegeben haben.

Zur Erkenntnis der seelischen Situation des einzelnen Kindes ist es sehr wichtig, daß wir sein Benehmen gleich beim Eintritt in den Kindergarten gut beobachten. Hier gerade kann man oft am klarsten erkennen, in welcher Phase der Entwicklung es sich befindet. Ein überstarker Trennungsschmerz beim Abschied von der Mutter deutet auf eine zu große Bindung hin; besonders dann wird uns sichtbar werdender Kummer, angstvolles Anklammern, Wutausbrüche, affektvolles Weinen aufmerksam machen, wenn wir das Kind — nach allgemeinem Eindruck oder nach Schilderung der Mutter — sonst nicht zu den Ängstlichen, Gehemmten oder Schüchternen zu zählen haben. Da hier ein mit dem Ödipuskomplex zusammenhängender Affekt zur Auswirkung kommen kann, für das Kind also ein leicht zum Trauma [7] werdendes Erlebnis vorliegt, ist große Vorsicht geboten. Seit mir diese Zusammenhänge bekannt sind, gehe ich bei der Eingewöhnung der Kinder, wenn sich überhaupt Schwierigkeiten zeigen, viel vorsichtiger und abwartender vor. Kein rigoroses Darüberhinweggehen, kein überrumpelndes Ablenken mehr, sondern ein Mitgefühl zeigendes Verhalten meinerseits, Anwesenheit der Mutter, so lange mir dies nötig erscheint und das Kind nicht allein dableiben will, und erst dann, wenn die Macht der Kindergartengemeinschaft stark genug wirksam ist, um des Kindes Trennungsschmerz oder seine Gekränktheit über das Verlassenwerden von Seiten der Mutter zu überwinden, erst dann soll das Kind allein im Kindergarten bleiben.[1] Gehen wir zu energisch bei der Trennung vor, wenn ein Kind dem Kindergarten Feindseligkeit oder Angst entgegenbringt, wenn es auf jüngere Geschwister eifersüchtig ist, die nun bei der Mutter bleiben können, wenn es glaubt, nun immer allein dableiben zu müssen, so erreichen wir das Gegenteil von dem, was wir mit dem

1) Daß es Fälle gibt, in denen eine Unterbringung des Kindes unbedingt notwendig und ein abwartendes Verhalten unmöglich ist, darf uns nicht daran hindern, das uns als richtig Erscheinende zu betonen.

Kindergartenbesuch erreichen wollen: Statt sozialer Anpassung, Gegnerschaft und verstärktes Sichzurückziehen, statt Hilfe, Vermehrung vorliegender Schwierigkeiten. Gelingt es nicht, das Kind nach einiger Zeit an den Kindergarten zu gewöhnen, ein Fall, der freilich nur verhältnismäßig selten vorkommt, so bin ich dafür, den Versuch aufzugeben und ihn noch einmal zu machen, wenn die seelische Konstellation des Kindes eine günstigere ist. Natürlich k a n n man jedes Kind allmählich zur äußeren Anpassung bringen, doch weiß man nicht, welchen Gefahren man es damit aussetzt. Vielleicht werden spätere Veröffentlichungen aus Kinderanalysen uns da manche Belehrung bieten können.

Eine unbewußte, wohl aus Eifersucht erwachsende Gegeneinstellung veranlaßt übrigens die Mütter manchmal statt dem Kinde zu helfen, die Bindung an sie noch fester zu gestalten und ihm dadurch das Einleben im Kindergarten zu erschweren. Gegen solches aus eigenen Komplexen erwachsendes Verhalten ist schwer anzukämpfen, und mancher Fall von Kindergartenscheu hat hier seine eigentliche Ursache. Es ist mir aufgefallen, daß es besonders oft Knaben sind, die so unzertrennlich an der Mutter hängen, und es liegt die Vermutung nahe, daß hier auf beiden Seiten die Wirkungen der Ödipussituation deutlich werden.

Im allgemeinen verläuft, wie gesagt, die Zeit der Eingewöhnung überraschend gut. Die neue Umgebung, die den Kindern Ablenkung, neue Beziehungen, anregende Tätigkeit, kurz Freudenquellen verschiedenster Art schafft und sicherlich auf gegebenen — unbewußten — Triebansprüchen Umleitung ermöglicht, sie kann für das Kind in dieser Epoche ein nutzbringender Helfer sein. Das Kind kommt hier — so kann man auf Grund wiederholter Beobachtungen annehmen — von sich selbst und seinen Wünschen in einem gewissen Grade los und findet Gelegenheit, seine Liebe anderen entgegenzubringen und seine bisher ausschließlich auf die Eltern gerichteten Wünsche auf andere Personen zu übertragen. Im Zusammenleben mit gleichgestellten Kindern bietet sich Gelegenheit zu einer Sublimierung der im Kinde wirksamen sexuellen Strömungen. Wir müssen es als wünschenswert erachten und vielleicht eine der wichtigsten Aufgaben des Kindergartens darin sehen, daß wir dem Kinde dort eine Erweiterung der Gefühls- und Interessensphäre schaffen und damit einer zu lange andauernden Bindung an die Eltern entgegenwirken. Es ist anzunehmen, daß der Abbau des Ödipuskomplexes erschwert wird, wenn dem Kinde keine eingreifenden Ablenkungsmöglichkeiten geboten werden.

Die meisten unorientierten Eltern sehen freilich in einer stark ausgeprägten Bindung des Kindes an sie etwas durchaus Wünschenswertes und erzählen voller Stolz von dem anhänglichen Kinde, das am liebsten nur bei ihnen sein, nur mit ihnen spielen möchte. Hinter dieser Anerkennung verbirgt sich der Wunsch der Eltern, der aus eigener Fixierung heraus das Kind eng an sich fesseln möchte. Eine solche Beeinflussung eines

Kindes kann ihm nachhaltigen Schaden zufügen, weil sein Über-Ich das Lob als Wegweiser nimmt und die Kind—Elternbindung mehr und mehr festigt; der freien und naturgemäßen Entwicklung des Kindes werden damit Hindernisse in den Weg gestellt. Besonders bei einzigen Kindern dürfen wir diese Gefahr nicht zu gering einschätzen, wir haben gerade im Kindergarten viel Gelegenheit, ihre Auswirkungen zu beobachten. Die Verwöhnung, die dem einzigen Kinde meist zu Teil wird, der Alleinbesitz alles dessen, was ihm lieb ist, das Fehlen eines durch Geschwisterrivalität erzwungenen Kampfes um den geliebten Elternteil, all dies trägt dazu bei, die Familienbindung besonders lange aufrechtzuerhalten und das Kind unmündig und hilflos zu machen. Sehr eindringlich schildert Aichhorn den schwierigen Zustand, in den uneinsichtige Mütter ein einziges Kind oft bringen: Sie verwöhnen das Kind in jeder Hinsicht, gewähren ihm zu viel Erfüllung seiner Wünsche, sind aber andererseits aus Ängstlichkeit nur zu sehr bereit, das Kind zu hemmen und durch überflüssige Verbote seine Entwicklung aufzuhalten. Das Kind wird durch dieses Gewähren und Hemmen in eine unklare, ihm unverständliche Lage gebracht. „Die Realität selbst mit ihren unerbittlichen Ansprüchen kann endlich auch nicht mehr vom Kinde ferngehalten werden, und was bei normaler Erziehung allmählich an das Kind herantritt und nach und nach bewältigt wird, stürzt nun plötzlich mit vehementer Gewalt herein.[1]“

Der Kindergarten soll, wie wir gesehen haben, dem Kind eine Hilfe bei der Aufgabe sein, sich von seiner ersten Umgebung zu lösen, dem einzigen Kinde kann er so Rettung vor lebenslänglicher Abhängigkeit bedeuten. Voraussetzung für eine tatsächliche seelische Lösung ist es freilich, daß noch keine neurotische Bindung vorliegt, auf die von außen her, d. h. ohne Beeinflussung des Unbewußten, wie es die Analyse gewährleistet, kaum eingewirkt werden kann. Voraussetzung für eine Hilfe durch den Kindergarten ist auch die richtige Form seiner Gestaltung. Wird ein Kind in einen Massenkindergarten versetzt, so wird ihm die Übertragung erschwert, da hier die Bedingungen für einen nahen Kontakt mit den Erziehungspersonen oder für die Anbahnung freundschaftlicher Kameradschaft mit anderen Kindern nicht günstig sind. Dasselbe ist von den Kindergärten alten Stils zu sagen, in denen wenig freies Spielen und wenig freies Sichbewegen üblich ist und schulmäßiges Stillesitzen mit vorherrschenden Gemeinschaftsbeschäftigungen im großen Kreise die Zeit ausfüllen. Auf diesen Nachteil großer oder ungünstig gestalteter Kindergärten wurde meines Wissens noch nicht hingewiesen; zählen wir aber, wie meine bisherigen Darlegungen nachzuweisen suchten, die Befreiung des Kindes von enger Familienbindung zu den Aufgaben des Kindergartens, so dürfen wir diesem Gesichtspunkt unsere Beachtung nicht versagen. (Fortsetzung folgt.)

1) Aichhorn, Verwahrloste Jugend. Internat. PsA. Verlag, Wien. 1925. S. 253.

Eine „Dirne“

Von Dr. med. Karl Landauer, Frankfurt a. M.

Aus dem Vortragszyklus „Störungen des Gemeinschaftslebens“ im Frankfurter Psychoanalytischen Institut.

Zuerst suchte mich ein junger Akademiker wegen des „hochinteressanten Falles“ seiner Kusine auf. Ich müßte das Mädchen retten. Durch seine Worte aber klang: ihm sollte ich das Mädchen retten. Einige Wochen später erst kam der Vater. Ihn begleitete seine Schwester, der Chef des Hauses. Die sprach fast fortwährend: was sie alles für die Person getan, und wie die Dirne es mit Undank lohne. Erst am Schluß sagte der Vater: er habe viel Unglück in seinem Leben gehabt, aber das Kind sei sein ganzer Stolz und seine Hoffnung gewesen. Jetzt habe er allen Glauben an die Welt verloren. Andern Tags kam die Mutter, eine kleine, dicke Frau. Sie weinte über ihr Unglück und über ihre Schande. So gescheit und tüchtig sei das Mädchen, daß sie der ganzen Familie wieder hätte aufhelfen können. Wohin käme nur das viele Geld, das sie in ihrer Stellung verdiene? Statt dessen müsse man in tausend Ängsten leben, daß sie einen noch Geld koste.

Und dann kam die 17jährige, nicht hübsch, nicht elegant, nicht frisch. Sie setzte sich mir mit einer Bewegung gegenüber, die sagte: auch das wird vorübergehen! Von Anfang an war ich ihr naturgegeben ein Exponent ihrer Feinde, ihrer Familie.

Und da sollte ich helfen? Gegen ihren Willen, im Sinne ihrer Angehörigen, mit irgend welchem Druck zu arbeiten, versprach — denselben Mißerfolg, denselben Gegendruck, der alle bisherigen Versuche vereitelt hatte. Aber wie ihre Mitarbeit zu ihrer Änderung gewinnen?

Bereits mit 10 Jahren trieb sich das Mädchen in den Nebenräumen kleiner Kaffees und Weinstuben mit Jungens herum. Von ihrem 14. Jahr ab wußte man, daß sie fast allnächtlich durchs Fenster die elterliche Wohnung verließ. Die Familie sah den Verkehr mit Männern und erschrack über die Folgen, die drohten. Immer wieder versagte die Bewachung. Die Spionage von Detektivbüros führte zu nichts, höchstens zu dem Einen: ihr Mißtrauen auf die ganze Umwelt zu übertragen. Dementsprechend verliefen die ersten Stunden, ja Wochen weitgehend einsilbig. Was ich erfuhr, sollte höchstens der Abschreckung dienen, mich nicht weiterhin mit ihr zu befassen. Vielleicht würde es ihr so möglich werden, das, was sie ersehnte, rascher zu erreichen: wegzukommen, möglichst weit weg, vielleicht gar nach Amerika. Und so erfuhr ich denn, daß sie die Nächte in Spielhöllen verbrachte. Rätselhafte Summen gingen da um. An einem Abend konnte durch die Hand des Mädchens ein Betrag fließen, so groß, wie das Jahresbudget der ganzen bürgerlichen Familie war. Und neben dem Spiel gingen Orgien einher mit Frauen und Männern. Gewisse Rauschgifte spielten eine große

Rolle, nicht so dagegen die gewöhnliche Form des Geschlechtsaktes, wohl aber bestimmte Perversionen.

Das Kind war auf einem Dorfe geboren, wo der Vater eine Mühle besaß. Fünfviertel Jahre war sie gestillt worden. Dann aber war sie von heute auf morgen abgesetzt worden. Sie soll fast einen ganzen Tag geschrien und jegliche Nahrung verweigert haben. Lang lutschte sie an den Fingern. Auch das wurde gewaltsam abgewöhnt. Der Träger dieser und ähnlicher Entziehungsmaßnahmen war die Mutter. Der Vater dagegen war in den Augen des Kindes der Herrgott der Welt. Alle Leute am Ort dienerten vor ihm. Und sie war der Herrgott ihres Herrgottes als einziges Kind, das sie durch fünf Jahre blieb. Dann kam eine Schwester. Mit acht Jahren (bis dahin hatte sie Privatunterricht von einer Lehrerin erhalten) kam das sehr lernfähige Kind in eine Pension der nahen Stadt. Im Kreise von 10—15 Knaben war sie das einzige Mädchen. Fast ständig tobte ein Kampf um sie. Sie hatte immer einen Favoriten, zu dem sie nachts, wenn die Erwachsenen die Kinder schlafend glaubten, ins Bett kam und mit dem sie Zärtlichkeiten austauschte, Forschungexperimente über den Unterschied von Knaben und Mädchen. Neben diesen Annehmlichkeiten hatte das Favoritentum für den jeweiligen Günstling noch eine andere sehr greifbare Seite: er bekam von dem Mädchen vorgesagt, durfte aus seinen Heften abschreiben; sie machte ihm die Aufsätze und dergleichen mehr, so daß mit der Günstlingschaft gleichzeitig einer der ersten Klassensitze verbunden war. Die besten Noten allerdings hatte der unbestrittene Primus der Klasse: das Mädchen. Und ganz analog verhielt sie sich, als ich sie als 17jährige kennen lernte: während des ersten Teils der Behandlung sanierte sie das Geschäft eines Freundes. Auch ihrem ersten Liebhaber im engeren Sinne des Wortes, einem jungen Schauspieler, verschaffte sie das erste Engagement. Denn die Realität zu bezwingen ist doch eine Kleinigkeit. Das bischen Lernen: man hört ein wenig hin, und dann weiß man es doch. Die Schule ist auf Dummköpfe zugeschnitten. Ihre besten Aufsätze machte sie zum Gaudium ihrer Freunde, Tabak qualmend und Kognak trinkend, in den Zwischenpausen zwischen einzelnen Tänzen in Animierkneipen. Ihre Lernfähigkeit und Leistungsfähigkeit überhaupt schien Lehrern und Vorgesetzten geradezu unbegrenzt. Dank ihrer Wurstigkeit, wie sie sagte. Und sie hatte recht. All das, was sonst durch die verschiedensten affektiven Einflüsse nicht zu eigen gemacht bezw. nicht reproduziert werden kann, war ihr gleichgültig, hatte gar keinen Affektwert, als nur den e i n e n sekundären: bagatellisiert zu werden; und damit war die Umwelt, die sich mit Müh und Not all das erschuftete, lächerlich gemacht, weil sie es ernst nimmt. Mit Frauen trat sie übrigens nie in Kampf. Schon als Kind war sie niemals in einen seelischen Konnex mit Mädchen gekommen. Die waren eben so wenig ernst zu nehmen wie ihre Schwester. Man begönnerte sie höchstens und beschützte sie, wie sie ja auch ihre Schwester vor ihrem Leben bewahren wollte. Die

sollte nur ein braves Haustöchterchen werden, denn ihr Leben war nicht schön, nur spannend, erregend. Mit ihrer Umwelt stand sie also im Kampf, selbst da und gerade da, wo sie sich ihr anzupassen schien. Hohn war ihre Einstellung, ein einziger Protest gegen ihr Schicksal, das sie als Weib, als Kastrierte, als körperlich Minderwertige in diese Welt von Männern gesetzt hatte.

Schon als kleines Kind war sie darauf eingestellt gewesen, mit ihrem bewunderten Vater zusammen zu leben. Die Mutter, die sich durch die Erziehungsnotwendigkeiten gezwungen glaubte, ihr vieles zu wehren, dünkte ihr kleinlich und pedantisch. Der Vater, der ihr großzügig erschien, weil er ihr manche kleinen Ungezogenheiten hingehen ließ, sie verwöhnte, in ihr „seinen großen Jungen" sah, seinen Vertrauten, war ihr das Ideal alles Erstrebenswerten.

Durch die Eingriffe, mit denen die Mutter die Lust des Kindes gestört hatte, war sie früh aus seinem Liebesleben ausgeschaltet worden. Der Ödipuskomplex schien daher nur teilweise zustandegekommen. Es blieb nur ein Zusammensein zu zweien bewußt. Und so finden wir denn auch bei ihr dessen häufige Folge: Infolge Identifizierung mit dem geliebten Vater Homosexualität als Lustbefriedigung mittels eines körperlich gleichgebauten Wesens oder wenigstens eines Wesens, dessen Körperunterschiede beim Geschlechtsakte indifferent sind; mittels eines derartigen Wesens, nicht mit einem Objekt, also verhüllte Selbstbefriedigung.

In dieses Gemeinschaftsleben zu zweit platzte im 5. Lebensjahr der Patientin das Schwesterchen herein, das ihr durch seine Existenz zeigte: es besteht eine innige Gemeinschaft zwischen Vater und Mutter, ein Liebesspiel, das sie, von Beobachtungen von Tieren her kannte. Der Vater hatte sie also betrogen. Es war nicht wahr, daß sie die Vertraute des Vaters, seine Geliebte war. Nun wurde ihr Kosenamen „mein großer Junge" zur ständigen Mahnung an ihren Schimpf. Er verachtete sie, weil sie ein Mädchen war. Und jetzt sah sie mit einem Mal auch des Vaters Fehler, seine Schwäche. Dem Weib, der Mutter gegenüber schien ihr dieser Mann schwach. Dem Weib gegenüber sollten sie alle schwach sein. Wer sie als Weib sah, soll ihr unterliegen, an dem rächte sie sich für ihr Weibsein, indem sie ihn klein machte. Jeden Mann entmannte sie, indem sie seine männliche Rolle, in der Welt zu herrschen, übernahm. Sie sah auch früh die geschäftliche Bedeutungslosigkeit des Vaters, der bald — sie war damals 15 Jahre alt — seine Mühle liquidierte und Angestellter bei seiner Schwester wurde. Ihre hauptsächlichsten Tagträume waren, dem Vater eines Tages aus der Misère der bürgerlichen Existenz durch eine Riesensumme heraus zu helfen, die sie ihm vor die Füße werfen wollte. Ganz klein sollte er dann sein.

Wie aber sollte es mir gelingen, durch diesen Wall des Hasses, des Hohnes und der Menschenverachtung eine Bresche zu schlagen? Sie war eine leidenschaftliche Zigarettenraucherin, eine Tatsache, die ihr in dem

spießbürgerlichen Milieu des elterlichen Hauses schon viel Scherereien bereitet hatte: Eine Frau raucht nicht, das bekam sie alle Augenblicke zu hören; am allerwenigsten darf dies natürlich ein halbes Kind. Daß sie das nicht sei, wollte niemand zu Hause wissen, am allerwenigsten der enttäuschte Vater. Mit Gewalt wollte er vorgehen, mit der Gewalt des Mächtigen gegenüber dem Kinde, der gar nicht Notiz nimmt, was in dem Beherrschten vorgeht. Wenn sie etwas sagen wollte, wurde sie unterbrochen; für die Argumente dieses mißratenen Kindes hatte man keine Zeit und Lust. Und da kam nun jemand und hörte sie an. Nicht nur das: er schimpfte nicht, mochte sie ihn noch so sehr reizen. Alles verstand er, ehe es noch recht gesagt war. Nie war er verwundert oder entsetzt. Was will der? Will er nur aushorchen? Natürlich, um sie an die Eltern zu verraten. Ein allzu begründetes Mißtrauen, da sie sich ja im Gegensatz zu all dem wußte, was in der Welt der Erwachsenen als Recht und Ordnung galt. Allmählich fühlte sie aber doch, daß sie nicht einem Richter gegenüber saß, also einem Feind, sondern jemanden, der einfach gut zu ihr war. Das war neu. Das war gefährlich. Sie beschloß, den Arzt auf die Probe zu stellen. Es versteht sich wohl bei diesem Menschen, so wie er nun einmal war, von selbst, daß er sich zunächst niemals in die analytische Situation fügte, sich nie auf das Sofa legte, um sich seinen Gedanken und damit dem Analytiker zu überlassen. Sie saß mir also gegenüber und beobachtete mich, meist schweigend. Jetzt beschloß sie vorzugehen, zu enthüllen, daß ich doch im Lager der Feinde stünde. Denn war dies nicht der Fall, so war ihr ganzes Weltbild erschüttert, die Welt war nicht von Uranbeginn feindselig; dann gab es doch Menschen, die liebten, d. h. Zeit für andere hatten, zu d e r e n Lust, nicht zur eigenen. Also fragte sie eines Tages, die Beine herausfordernd übereinander schlagend: „Kann ich mir eine Zigarette anzünden?“ Meine Antwort darauf: „Warum möchten Sie gerne rauchen? Warum müssen Sie ständig etwas im Munde haben, denn ich beobachtete seit langem, daß Sie immer kauen, da Sie sich bisher nie zu rauchen getrauten.“ Sie wiederholte ihre Frage, ich meine Gegenfrage, die auf die Bedeutung des Mundes in ihrem Lusthaushalt zielte. Dabei hütete ich mich, irgendwie auch nur im geringsten ein Verbot auszusprechen; da die Zeit jedoch nicht mehr reichte, um an diesem Tage das ganze Problem aufzurollen (sie hatte wohlweislich bis gegen Ende der Stunde gewartet), forderte ich sie auch nicht auf zu rauchen. Andern Tags ruft mich der Vater an: sie habe ihm erklärt, nicht mehr zu mir zu kommen. Mit Gewalt sei bei ihr nichts auszurichten, sagte sie. (Eine Fehlleistung; denn so erzwang sie sich unbewußt mit Hilfe des Vaters bei mir zu bleiben, zwang mich aber zur offenen Parteinahme.) Der Vater fragte denn auch, was vorgefallen sei. Ich berichte kurz den ä u ß e r e n Sachverhalt, worauf der Vater, über mein Verbot (wie er meint) entzückt, das Mädchen mir mit Gewalt vorführen läßt. Sie setzt sich mir

stumm gegenüber; und ich lege ihr nun dar, daß sie es versucht habe, mich zu ihrem Feinde zu stempeln, trotzdem ich nicht ein Wort gegen das Rauchen eingewendet hätte; nur wäre es unsere Aufgabe, in Erfahrung zu bringen, was sie zum Rauchen zwinge; denn es sei offenkundig, daß sie unter einem Zwange stehe, den Mund zu betätigen. Sie unterbricht mich. „Also: darf ich mir jetzt eine Zigarette anstecken?" — „Sie können tun, was sie wollen; nur sagen Sie mir alles, was Ihnen durch den Kopf geht." Statt weiter zu reden, nimmt sie sich hastig eine Zigarette aus der Tasche, findet aber keine Streichhölzer. Sie ist verwirrt, wagt nichts zu sagen. Ich reiche ihr schweigend Feuer. Ein paar gierige Züge. Sie wird kreidebleich. Kalter Schweiß tritt auf ihre Stirn. Sie muß sich hinlegen. Ihr ist übel. Sie ringt nach Luft. An sich ein kleines hysterisches Symptom, nur bemerkenswert, weil es eine Gewohnheitsraucherin befällt, psychogene Wiederholung von Vergiftungserscheinungen, wie sie häufig bei der ersten Zigarette auftreten, die sie selbst zwar nie gehabt, aber bei Kameraden verspottet hatte. Für die Behandlung aber ein Vorgang von immenser Bedeutung; denn eine Triebäußerung, gebaut wie eine Perversion, tritt plötzlich auf als ihr Negativ, als hysterische Krankheitserscheinung mit schwerem Krankheitsgefühl, während die Perversion neben der bewußten Körperlust nicht nur kein Leid, sondern als Verhöhnung noch außerdem narzißtische Lust gebracht hatte. Leid war da, und damit war erst eine Behandlung gegeben.

Eine Triebäußerung, gebaut wie eine Perversion. In diesem Fall dürfte ich ruhig noch mehr sagen: ich könnte ruhig von einer Variante einer Perversion reden. Denn nunmehr kommen wir in die Triebschicht. Der genitale Geschlechtsverkehr spielt in dem Leben des Mädchens keine Rolle. Er wird ausgeführt, zuerst ein paar Mal aus Neugierde, weil die großen Leute so ein Wesen davon machen, dann eigentlich nur mehr, um irgend etwas zu erreichen, zum mindesten die Verhöhnung des Mannes. Ihr weibliches Genitale haßt sie. Sie erkennt die Tatsache ihres Weibseins nicht an und benützt es nur, um die Männer zu quälen. (Beim Koitus tritt stets Scheidenkrampf auf). Die Hauptrolle in ihrem Lusthaushalt spielt der Mund. Durch ihn entzieht sie den Männern ihre Kraft. Wenn es nach ihr ginge, gäbe es nur Fellatio. Das führt uns in ein sehr interessantes, aber zum großen Teil noch dunkles Gebiet hinüber, für das R a d ó[1] den Ausdruck „alimentärer Orgasmus" geprägt hat, d. h. Lustrausch durch Nahrungsaufnahme, ein Vorgang, der bei den Süchtigen eine große Rolle spielt, bei den Giftsüchtigen und bei der Spielsucht.

Hinter meiner Schilderung zeichnen sich bereits typische unbewußte Phänomene ab, die ich grob schlagwortmäßig ckarakterisiere: Penisneid, Rache für die eigene Kastration durch Kastrierung der Männer. Das Kind verhöhnt den Vater und trotzt seiner Mutter.

1) „Die psychischen Wirkungen der Rauschgifte." Int. Zschft. f. Psychoanalyse. XII. 3.

Es ist kein seltener Typ, den wir vor uns haben. Die großen Messalinen der Weltgeschichte sind aus solchem Holze geschnitzt. Aber vielleicht erscheint diese Auffassung einer Haltlosen noch recht haltlos. Man kann einwenden, — selbst wenn man schon die Richtigkeit meiner Beobachtungen unterstellt, — daß meine Erklärung zum mindesten nur auf ganz seltene Ausnahmen zutrifft. Ich werde also die Häufigkeit einer derartigen Entstehungsgeschichte zu beweisen haben. Die statistische Untersuchung wird dazu wenig helfen; denn will man Angaben von einer Zahl sammeln, die eine Statistik lohnen, so kann man nicht dem einzelnen Fall so viel Zeit widmen, daß diese Liebe mit der Gegenliebe der Offenheit belohnt wird, mit dem Vertrauen, welches solche ausgestoßene Wesen nur schwer zu einem Mitglied der elterlichen Gesellschaft fassen. Wir werden uns daher nach einem anderen Beweisstück umsehen müssen, nach dem Verständnis, das Dichtungen, die derartige Entstehungsgeschichten schildern, bei der Allgemeinheit gefunden haben. Wir dürfen also auch keine noch so hochstehende Kunstdichtung heranziehen, die zeit- und raumbegrenztes Verständnis gefunden hat, sondern werden eine alte, ewig neue Volksdichtung aufgreifen müssen, deren Motiv in unzähligen Kunstdichtungen verwertet wurde. Zu unserem Zweck dient uns die Rahmenerzählung aus „Tausend und eine Nacht". Hier findet sich das Motiv — wie meistens in der Dichtkunst — gleich in zwei Dubletten, angedeutet sogar in einer dritten. Und was für uns besonders angenehm ist, in einer männlichen und weiblichen Variante. Noch eines macht uns dies Beispiel besonders lieb: die Dichtung entstammt einem Kulturkreis, in dem manches, was bei uns nur verhüllt gesagt werden dürfte, unentstellt in Erscheinung treten kann.[1]

König Schahsemann machte sich auf den Weg, um seinen Bruder zu besuchen. Gegen Mitternacht fiel ihm ein, daß er etwas im Schloße liegen gelassen habe; er kehrte wieder um und fand seine Gemahlin in seinem Bette in den Armen eines schwarzen Sklaven. Er tötet beide und macht sich dann wieder auf die Reise. Seine Farbe aber wird gelb, sein Körper verzehrt sich. Bei seinem Bruder Schahriar angekommen, sieht er von seinem Fenster aus, wie die Gemahlin seines Bruders im Garten sich einen schwarzen Sklaven herbeiruft und ihn umarmt. Da dachte er sich, dies sei viel schlimmer als das, was ihm widerfahren sei. All sein Zorn und sein Kummer schwand, und er aß und trank wieder. Durch diese Veränderung aufmerksam gemacht, dringt Schahriar in seinen Bruder, ihm die Gründe zu sagen; sie beobachten nun gemeinsam die Untreue. Durch das Geschehene verwirrt, wandern die beiden Brüder fort, Tag und Nacht, bis ans Meer. Dort ließen sie sich nieder, um sich auszuruhen. Nach einiger Zeit begann das Meer zu toben; eine schwarze Säule erhob sich aus ihm, stieg bis an den Himmel und kam auf die Wiese zu. Erschreckt

1) Ich folge im Weiteren der Übertragung aus dem Arabischen von Max Henning, der bekannten neunbändigen bei Reklam erschienenen Ausgabe.

flohen die Könige auf den Gipfel eines Baumes und beobachteten von dort aus, wie ein Ifrit mit einem Kasten an Land stieg und sich unter den Baum setzte. Dem Kasten entnahm er eine Frau und verkehrte mit ihr. Darauf legte er sein Haupt in ihren Schoß und entschlief. Nun entdeckte die Frau die beiden Könige und forderte sie auf, zu ihr herunterzukommen und mit ihr Geschlechtsverkehr zu üben. „Seid mir zu Willen, oder ich wecke den Ifrit.“ So gehorchten denn die Beiden aus Furcht, worauf die Frau aus ihrer Tasche einen Beutel und aus ihm eine Schnur herausholte, an welcher 570 Siegelringe hingen. Die Besitzer dieser Ringe seien ihr zu Willen gewesen, ohne daß es der Ifrit gemerkt habe; und sie fordert nun auch von den Brüdern die Siegelringe. Der Ifrit habe sie in der Hochzeitsnacht entführt und auf den Grund des Meeres versenkt, „ohne zu wissen, daß wir Frauen alles, was wir wollen, auch durchsetzen. Erlogene Liebe tragen sie — die Frauen — zur Schau, doch Verrat ist ihres Rockes Futter.“ Dieser Vorfall tröstet die Beiden. „Wenn diesem, der doch ein Ifrit ist, schlimmeres als uns widerfahren ist, so liegt für uns hierin ein Trost.“ Und König Schahriar ging nach Hause, tötete die Gemahlin und den Sklaven. Dann ließ er sich eine Jungfrau bringen und ließ sie nach der Brautnacht hinrichten; und so verfuhr er drei Jahre lang.

Wir haben also in dieser Dichtung vor uns: eine Frau, die mit jedem ihr nur erreichbaren Manne in Geschlechtsverkehr tritt, und einen Mann, der jede Nacht mit einem andern Mädchen schläft. Weder der Frau, noch dem Manne ist das Objekt der Liebesbetätigung individuell bedeutsam. Man kann überhaupt nicht von Liebesobjekt reden, sondern höchstens von Mitteln, Lust und Haß und seine Rachsucht zu befriedigen. Und an jedem derartigen Haßinstrument wird sie auf höchst gewalttätige Weise befriedigt. Es wird zur Geschlechtsleistung gezwungen, dann werden die Mädchen umgebracht, die Männer ihrer Siegelringe beraubt, die in einem Beutel geborgen werden. In jener märchenhaften Welt ist der Siegelring bewußtermassen (gleich der Krone und dem Szepter) der Ausdruck und das Mittel der Macht über Leben und Tod. In der Symbolsprache des Traumes ist er auch das Symbol des Geschlechtsteils, dessen die Männer nach und durch den Geschlechtsverkehr verlustig gehen, den ihnen das Weib genommen hat.

Bei dem Erlebnis der Könige und namentlich des Schahriar spielt die Beobachtung eines Geschlechtsaktes für das Zustandekommen der feindlichen Einstellung zur Umwelt, namentlich der Frau gegenüber eine bedeutsame Rolle. Zuerst sieht Schahriar, durch den Bruder veranlaßt, die Untreue seiner Gemahlin. Später erlebt er eine ähnliche Szene mit der Frau des Ifrit. Da aber fällt uns als merkwürdige Überschichtung auf: Zuerst ist er zweimal Zuschauer von Geschlechtsakten, und dann wird er selbsttätig. Das erinnert uns lebhaft an manche Träume, namentlich

Pollutionsträume. Und diese Ähnlichkeit läßt uns darnach suchen, ob es sich vielleicht in diesem Teil der Dichtung um einen Traum handeln könnte, den wir ähnlich verstehen können, wie die Träume von Gesunden und Kranken. Und in der Tat ist die Szene mit der Frau des Ifrit durch folgenden Passus eingeleitet: „Sie tranken dort (nach einer Wanderung, die Tag und Nacht gedauert hatte) von der Quelle und ließen sich nieder, um sich auszuruhen." Es handelt sich also um den Zustand einer Erschöpfung oder Ermüdung, in dem sich beide befanden, als plötzlich das Meer zu toben beginnt, und die schwarze Säule sich erhebt und zum Himmel aufsteigt, um allmählich die Gestalt des Ifrit anzunehmen, also eine Situation, wie sie beinahe jeder ähnlich in Träumen erlebt hat. Doch wer ist nun dieser Ifrit und seine Frau, wenn wir die Regeln der Traumdeutung zu Hilfe nehmen: ein riesenhafter Mann, kaum absehbar groß, dessen Kommen uns erschreckt, der uns unheimlich ist und uns in tausend Ängste versetzt, mit dem die Frau droht, um ihren Willen durchzusetzen? Es ist der Erwachsene, vom Kinde aus gesehen, der übermächtig erscheinende Vater. Dessen Geschlechtsverkehr mit seiner Frau, der Mutter also, sieht König Schahriar im Traume. Wir sind wieder bei jenem typischen Erlebnis des Kindes, bei der „Urszene", an der der Ödipuskomplex so oft zerschellt, der Ödipuskomplex, zu dem wir bei all unseren bisherigen Untersuchungen des Gemeinschaftslebens und seiner Störungen gelangt sind.

Er hat auch im Leben der Dirne, deren Geschichte uns beschäftigt, denselben unheilvollen Effekt ausgelöst. Es war allerdings nicht die tatsächliche Beobachtung eines elterlichen Beischlafes. Ich unterstelle das. Denn mein Material gibt mir keinen Beleg dafür, wobei ich außer Betracht lasse, daß es aus Gründen, die ich später noch erwähnen werde, unvollständig ist. An seiner Stelle steht die Beobachtung des elterlichen Geschlechtsverkehrs in der Vorstellung, ausgelöst einmal durch die Geburt der Schwester, dem offenkundigen Beweis der Untreue des Vaters an dem Kinde, und andererseits die wiederholte Beobachtung des Geschlechtsverkehrs an Tieren und das Wissen um seine Folgen.

*

Das, was uns am meisten interessiert, ist die Frage, wie ein derartiger Mensch in die Gemeinschaft wieder eingegliedert werden kann, der er zwar körperlich, aber nicht seelisch angehört. Dazu wollen wir zunächst berichten, auf welche Weise Schahriar von seinem Frauenhaß geheilt wurde. (Seinen Bruder heilt die Schadenfreude.) Ist es nur die Tatsache, daß Schehersad durch 1001 Nacht hindurch ihm Geschichten erzählt, die immer dann abbrechen, wenn sie am spannendsten sind? Hat sie sich nur durch die Neugierde, das immer erneute Hervorrufen einer Spannungs- oder Angstlust gerettet? Wir wollen diese Tatsache nicht gering einschätzen. Denken wir doch daran, daß auch unsere Haltlose in ständiger Spannung lebte, daß sie sich

immer wieder in Angstsituationen versetzte, durch die immer wiederholte spielerische Gefährdung der Existenz, nicht nur durch ihre sozialen, sondern auch ihre leiblichen Klettereien aus dem Fenster und über Mauern, an die Spielsucht, an die Giftsucht — Opium und Kokain, die immer wieder körperlich bedingte Angst setzen. Aber ich glaube, daß das nicht genügt. Das, was der König von Schehersad erwartet, ist anderes: er sucht zwar immer Neues, ist nie voll befriedigt. Aber was sucht in ihm? Schehersad selbst bleibt immer neu ein Rätsel: sie ist nie auszuschöpfen, denn er will sie nicht nur leibhaft, sondern auch, daß sie sich mit ihm befasse. Es ist nicht wie bei den anderen Frauen, die er nimmt und wegwirft, nur zu geschlechtlichem Genuß. Ihr Zeitaufwand für ihn ist es, der sie am Leben erhält und sein Leben bedeutet. So wie einstmals dem Kind der Zeitaufwand der Mutter alles war, insbesondere: die Mutter selbst. Und so sitzen sie Nacht für Nacht Stunden beieinander und reden und erleben unendlich viel gemeinsames in der Phantasie, in einem gemeinsamen Tagträume-Reich, zu dem niemand Zutritt hat außer den beiden.[1] Das übrige Leben ist nur ein Anhang zu dem. Man erledigt es so nebenbei, den ganzen Königsberuf, aber auch den Geschlechtsverkehr im engeren Sinne, der vor und nach der Erzählung stattfindet. Nur wenn ein Kind geboren wird, dann wird für eine einzige Nacht diese gemeinsame Welt zur Seite geschoben.

Wer also einen solchen Haltlosen aus seinem Hohn gegen die Gesellschaft herausholen will, der muß Zeit und Liebe haben, um mit diesem Haltlosen eine Gemeinschaft Mutter-Kind oder Vater-Kind zu gründen, die zunächst abseits der großen Gemeinschaft ist und die allmählich erst mit der Gesellschaft zusammenwachsen kann. Für ihn gilt das Lied, das die Frau des Ifrit singt: „Enthalte Dich des Tadels, der morgen den Getadelten gestärkt hat und nur die Sehnsucht zur heftigsten Liebe entflammt." Mit Tadel, mit Recht-haben-Wollen (sagt uns diese Dirne, diese Mutterdirne, deren Genese Freud einen seiner schönsten Aufsätze gewidmet hat), werden wir sie nur noch ärger in ihren Hohn hineintreiben, der sich scheinbar in heftigster Liebe äußert, auch letzten Endes Sehnsucht nach Liebe verdeckt. Wir werden ihre Wut damit erhöhen, die uns alle mit Liebe umstricken soll, damit wir in den Armen der Frau entmannt werden können.

Doch nun zum weiteren Verlauf der Behandlung: Ich hatte mit der Negierung des Verbotes zu rauchen, mit der Anerkennung der Gleichberechtigung des Mädchens mit mir, den Vorgang des Rauchens, den Hohn und die Auflehnung darin wertlos, ja verwerflich gemacht. Zunächst innerhalb meiner vier Wände hatte es also keinen Sinn mehr zu trotzen. Im Gegenteil, nunmehr war sie weich, war der Trotz verdrängt, übernahm sie selbst die Rolle der Strafenden. Mein Interesse für sie sollte gelohnt werden. Sie

1) Die Schwester von Schehersad, die auch anwesend ist, ist nur eine dichterische Abspaltung, eine Verdoppelung der Hauptfigur, wie dies im Traum und Dichtung häufig, ein Pendant zu der Verdoppelung des Schahriar zum königlichen Brüderpaar.

wollte werden wie ich, und ihr höchstes Ideal war nun, dereinst mit mir zusammen zum Wohle anderer zu arbeiten, andere zu retten. Aus sich heraus verzichtete sie auf eine ganze Menge Dinge, die bisher (so weit sie bekannt waren) Anstoß erregt hatten. Durch zwei Monate hatte sie keine Beziehungen zu einem Mann oder einer Frau, spielte sie nicht mehr, nahm sie kein Rauschgift. Mir zu Liebe, um auf diese Weise sich die Möglichkeit der Behandlung zu Hause durchzusetzen. Denn nunmehr, da sie weicher wurde, schlug die Haltung der Familie völlig um. Auf einmal hatte es gar keinen Sinn, für die Behandlung dieser Person Geld aufzuwenden; man wollte sie nach Amerika abschieben. Ein Vierteljahr früher noch wäre sie mit Freuden darauf eingegangen; jetzt sträubte sie sich. Sie, die bisher so sehr auf ihre Freiheit gehalten, ließ es zu, daß sie ins Geschäft gebracht und von dort abgeholt wurde. Sie begann ihren Gehalt zu Hause abzugeben, verließ auch unter Tags das Haus nicht mehr allein. In alles wollte sie sich fügen. Aber eine mehrnächtliche Abwesenheit von Zuhause, die der dringend notwendigen Bereinigung einer früheren Angelegenheit diente, gab den erwünschten Vorwand, die Behandlung abzubrechen, sie über See zu schicken.

Dies Ereignis ist fast typisch: Der Kranke, der zu uns kommt, steht von sich aus gesehen außerhalb der familiären, schulischen, beruflichen oder sonstigen sozialen Gemeinschaft. Vor dem Unbewußten der anderen Mitglieder der Gemeinschaft sieht die Sache ganz anders aus: Da steht er nicht außerhalb der Gemeinschaft, sondern in ihr als Kämpfender, als Stein des Anstoßes, als nötiger Blitzableiter für die innerhalb der Gemeinschaft mit Notwendigkeit entstehenden Spannungen. Der Herrschende und die sich mit ihm eins fühlende Gemeinschaft hat ihn nötig als Objekt gewalttätiger Antriebe, zu d e r e n Bewußtmachung und Rechtfertigung. Er dient dem Bedürfnis nach Selbstquälerei, Selbstbestrafung. Das ist die Funktion der trotzigen Kinder innerhalb der Schule, daß an ihnen der Lehrer seine Macht erprobe, daß die artigen Kinder jemanden haßen und verachten dürfen. Das ist die Funktion des Armen und Arbeitsunfähigen der berufstätigen Gesellschaft, daß jeder seine eigene Leistung bewundern kann und sich wegen seiner Mühen bedauern darf und moralisch seine Gewalttätigkeit bemäntle. Das ist die praktisch in ihrer Bedeutung gar nicht zu überschätzende Aufgabe des Kampfes zwischen Mann und Frau in den Strindberg-Ehen. Das — und daß man sich durch diese Qual das Himmelreich erkaufe, seine Sünden büße. Darum also ist regelmäßig die Eingliederung eines Patienten in seine Gemeinschaft durch die Umgebung gefährdet, die damit des Objektes und Mittels ihrer eigenen Triebwelt beraubt wäre. Es gibt wenige tief greifende analytische Behandlungen, wo nicht an einem wichtigen Punkte dieselbe Umwelt des Patienten, die bisher am meisten unter den Leiden des Kranken gelitten hat, deren Krankheit diese Leiden waren, gefährdet, und ein großer Teil der Behandlungen leidet hieran Schiff-

bruch. Und so sagt denn Freud auch ziemlich resigniert in seinen technischen Ratschlägen, er könne zwar den Psychoanalytiker in der Behandlung des Kranken beraten; für die Behandlung der Angehörigen aber wisse er keinen Rat.

Pädagogische Diskussionsbemerkungen zur psychoanalytischen Trieblehre

Von Dr. med. Frieda Fromm-Reichmann, Heidelberg

Über die psychoanalytische Entwicklungsgeschichte der Triebe hielt auf Einladung des Akademikerinnen-Bundes und des Bundes wissenschaftlich und künstlerisch tätiger Frauen von Mannheim, Ludwigshafen, Heidelberg und Umgebung Frau Dr. med. Frieda Fromm-Reichmann (Heidelberg) am Schluß des alten Jahres einen 4stündigen Vorlesungskursus vor etwa hundert Hörerinnen beider Vereine. In den beiden ersten Stunden schilderte die Vortragende die frühkindliche Triebentwicklung von der Säuglingszeit bis zum schulpflichtigen Alter. Sie stellte dar, wie das Kind, ursprünglich ein reines Triebwesen, dessen Leben nur von der Bedürfnisbefriedigung (Nahrungsaufnahme und -Abgabe, Schlaf und Reinigung) und der mit dieser verbundenen Lust, Selbstliebe und Selbstherrlichkeit, bestimmt ist, — unter dem Druck der Forderungen der Außenwelt (Entwöhnung und Reinlichkeitsgewöhnung, soziale Einordnung in den Geschwisterkreis) allmählich zur Beziehungsfähigkeit zur Umwelt, zur Liebe zu Eltern und Erziehern im Sinne des Ödipuskomplexes und zur Ausbildung eines organisierten, rationalen Prinzipien gehorchenden Seelenanteils gelangt, der als „Ich", als Träger des Bewußtseins, die Ordnung der auf subjektive Lust gerichteten Triebregungen in ihrem Verhältnis zur Gesamtpersönlichkeit und zur Außenwelt im Sinne der Anerkennung eines objektiv gültigen Realitätsprinzips übernimmt.

In zwei weiteren Stunden wurden die späteren Schicksale der frühkindlichen Triebe besprochen. Ihre Blütezeit ist mit Beginn des schulpflichtigen Alters vorüber, und nur gewisse Anteile von ihnen, die später beim Aufbau des Liebesleben der Erwachsenen mitwirken, bleiben als solche latent erhalten, bis sie mit Beginn der Pubertätszeit zu neuer Blüte kommen.

Das „Ich" des Kindes erstarkt nun zunehmend, und unter seiner Mitwirkung beteiligen sich diejenigen frühkindlichen Triebregungen, die bei der endgültigen Gestaltung des Trieblebens des Erwachsenen keine Verwendung finden können, mit Hilfe von Verdrängungen und verschiedensten Triebumsetzungen (z. B. Sublimierungen, Überkompensationen, Identifizierungen u. a.) am Aufbau des Charakters, der Idealbildungen, des Gewissens (sogen. Über-Ichs).

Die Grundlagen der menschlichen Persönlichkeitsbildung sind also nach psychoanalytischer Auffassung von der Entwicklungsgeschichte der Triebe in der Frühkindheit einerseits, und ihren Abwandlungen unter dem Einfluß des „Ich" zwischen dem 5.—6. Lebensjahr und der Pubertätszeit andererseits, entscheidend bestimmt.

Fehlentwicklungen, deren Bedingungen Referentin im einzelnen erläuterte, führen zu seelischen Erkrankungen (Neurosen) oder Perversionen.

Nach der letzten Vorlesung fand eine eingehende Diskussion statt, in der auf Wunsch der Hörerinnen vor allem die praktischen Anwendungsmöglichkeiten der psychoanalytischen Trieblehre in der Pädagogik und der Medizin zur Sprache kamen.

Im Anschluß an meine (oben referierten) öffentlichen Vorträge, sowie an meine Kurse über Trieblehre und Triebschicksale im Frankfurter Psychoanalytischen Institut sind aus den ganz verschieden zusammengesetzten

Kreisen der Kursteilnehmer wiederholt die gleichen Fragen über praktisch-pädagogische Folgerungen aus den in der Trieblehre zusammengefaßten theoretischen psychoanalytischen Erkenntnissen an mich gerichtet worden. Wenn die psychoanalytische Wissenschaft heute auch noch weit von der Anwendungsmöglichkeit auf die Erziehungslehre im Sinne einer systematisch ausgebauten psychoanalytischen Pädagogik entfernt ist, so kann sie doch, wie die Leser dieser Zeitschrift wissen, dem Erzieher schon eine große Reihe von Erfahrungstatsachen zur Verfügung stellen, die pädagogisch auswertbar sind. In diesem Sinne wurden die auf psychoanalytisch-pädagogische Erkenntnisse gerichteten Fragen der Kursteilnehmer diskutiert, und in diesem Sinne darf ich — zumal bei der konstanten Wiederkehr einiger Fragen — annehmen, daß ihre Beantwortung auch einem weiteren psychoanalytisch-pädagogisch interessierten Kreis erwünscht sein mag. Deshalb berichte ich im folgenden über den Verlauf des entsprechenden Teils der Aussprache mit den Hörern.

1. Frage: *Welche Konsequenzen ergeben sich für den Erzieher aus der Lehre vom Vorhandensein unbewußter Seelentätigkeiten als entscheidendem Bestandteil des Seelenganzen für seinen Umgang mit Kindern?*

Antwort: Der Erzieher muß sich vor allem vor Augen halten, daß die unbewußten Seelenregungen nicht nur im Kinde, sondern auch in ihm selbst wirksam sind. Er muß demnach die Gefahr bedenken, daß sich eigene unbewußte Triebregungen dort dem Kinde gegenüber bei ihm durchsetzen können, wo er vor dem Bewußtsein scheinbar rational begründete pädagogische Maßnahmen zum Wohle des Kindes getroffen zu haben meint. Diese Gefahr der Durchsetzung von ubw. Triebbefriedigungen des Erziehers unter der Maske pädagogischer Notwendigkeiten ist umso größer, als die Gesellschaft der Erwachsenen sich gegen ihr unerwünschte Befriedigungstendenzen des Einzelnen zu wehren vermag, so daß ihre Erfüllung am Widerstand der Gesellschaft und ihrer Mitglieder scheitert. Im Kinde, das grundsätzlich auf die Hilfe des Erwachsenen angewiesen, von ihm abhängig und nicht imstande ist, sich zu wehren, sieht sich also der Erwachsene dem einzigen Partner gegenüber, an dem er ohne Angst vor Vergeltung auch solche eigene Triebregungen auslassen kann, deren Befriedigung an erwachsenen Personen auf Widerstand stoßen würde.

Beispiele: 1) Strafen und Züchtigungen werden häufig, vor dem Bw. pädagogisch indiziert, in Wahrheit als Ausfluß ubw. sadistischer Strebungen des Erziehers vollzogen. Dies gilt durchaus nicht nur für manifeste, dem fremden Beobachter ohne weiteres als sadistische Aktionen kenntliche Fälle schwerer Kinderzüchtigungen, sondern auch für viele scheinbar harmlose pädagogische Maßnahmen, die ihre Entstehung nicht den rationalen Bedürfnissen des Kindes, sondern der ubw. Quälelust, dem Sadismus des Erziehers verdanken. (Vgl. hierzu die Beobachtung, daß Erzieher unter dem Einfluß eigener Versagungen, Enttäuschungen usw. bei gleichbleibendem

Verhalten der Kinder „strenger“ gegen diese sind als sonst, sich also unbewußt an ihnen rächen.)

2) Wir wissen besonders aus der therapeutischen Psychoanalyse, daß unerledigte Affekte von der Person, auf die sie ursprünglich gerichtet waren, auf andere Objekte verschoben, „übertragen“ werden können. So überträgt der Analysand seine Ödipusliebe zur Mutter oder seinen Ödipushaß zum Vater auf den Analytiker. So wird aber auch im täglichen Leben das Kind vielfach unbewußt zum Übertragungsobjekt des Erziehers: Die Erzieherin etwa läßt unbewußt ihre Rivalität mit der Mutter ihres Zöglings an diesem aus, der Hauslehrer überträgt sein Ressentiment gegen den Brotherrn ubw. auf dessen Sohn. — Vor allem aber werden auch Eheschwierigkeiten zwischen den Eltern ubw. am Kinde ausgetragen, und die bw. Feindseligkeit gegen den Ehepartner findet nur zu häufig als ubw. Haßregung gegen das Kind des ungeliebten Ehepartners ihren Ausdruck im Verhalten zu diesem Kinde.

Bei mehreren Müttern, die ihre Diskussionsfrage mit einer ubw. Herabsetzung ihres Kindes einleiteten („mein Kind ist seit jeher so schwächlich . . .“, oder: „glauben Sie, daß ein Kind sich gut entwickeln kann, welches vom Vater . . . geerbt hat?“ usf.), ergab sich später im privaten Gespräch, daß es sich durchweg um Kinder ungeliebter Väter handelte. Diese Erfahrung reiht sich an zahlreiche gleichsinnige Beobachtungen aus der analytisch-theoretischen Praxis an, wo immer wieder sowohl manifeste wie latente Eheschwierigkeiten der Eltern zum Ausgangspunkt von ubw. feindseligen Übertragungen auf die Kinder werden.

3) Unter der Rationalisierung liebevollen Ehrgeizes für das Kind („zu seinem eigenen Besten zwinge ich es zur höchsten Anspannung seiner Kräfte“) kann sich ubw. die Eigenliebe der elterlichen Erzieher durchsetzen, die vom Kinde als der narzißtisch geliebten Fortzetzung des elterlichen Ich, ihren Wünschen und ihrem narzißtischen Geltungswillen angepaßte Leistungen fordert. Hierher gehören z. B. die ohne Befragung der Kinder — ja, oft schon während deren intrauteriner Existenz — gefaßten Berufspläne der Eltern für ihre Kinder. (Aussprüche wie: „mein Kind soll einmal mehr werden als ich“, „mein Kind soll einmal mein Geschäft übernehmen“ usw. sind demnach sehr häufig nicht Ausdruck einer echten Objektbeziehung der Eltern zu ihren Kindern, sondern Ausdruck des ubw. narzißtischen Elternwunsches, in der besseren Lebensgestaltung des Kindes Ersatzbefriedigung für eigene Versagungen zu finden.) Auch ist an die Gefahr zu denken, daß narzißtische Eltern sich ubw. in ihrem Kinde fortzusetzen suchen, indem sie die eigenen Wünsche in ihm verwirklichen. Auf diese Weise suchen sie die größte Kränkung der menschlichen Eigenliebe, die zeitliche Begrenztheit des eigenen Seins durch den Tod, in der phantasierten Identifizierung mit dem Kinde zu überwinden.

*

2. Frage: *Wir haben gehört, daß die frühkindlichen Triebregungen (z. B. Lust am Lutschen und Saugen, Lust an der Entleerung und Zurückhaltung des Stuhls) normale Vorgänge seien. Soll man demnach keinen erzieherischen einschränkenden Einfluß auf die Triebentwicklung des Kindes nehmen? Soll es sich ungehemmt „ausleben" dürfen?*

Antwort: Die Triebentwicklung des Kindes verläuft, wie wir sahen, in bestimmten einander ablösenden Entwicklungsphasen, deren jede durch eine ursprünglich der Bedürfnisbefriedigung dienende, dann zum selbständigen Lustspender werdende Körperzone bestimmt ist. 1) Orale Phase: Mund und Lippenschleimhaut dienen beim Saugakt der Nahrungsaufnahme, beim Saugen ohne Nahrungsaufnahme, dem Lutschen (später dem Küssen), der Lustbefriedigung. — 2) Anale Phase: Die Darmausgangsöffnung, ihre Schleimhaut und der Darmschließmuskel dienen zunächst der Entleerung und Zurückhaltung des Stuhlgangs. Dann lernt das Kind, mit beiden Vorgängen Lustgefühle zu verbinden, und auch die Darmausgangszone wird zur lustspendenden Körperregion. — 3) Urethrogenitale Phase: Eichel und Kitzler werden zuerst durch den vorbeispülenden Urinstrom und die Absonderungen der Geschlechtsorgane empfindlich gemacht, und dann durch selbständige Reizung (Onanie) zu lustspendenden Zonen. — 4) Phallische Phase: Das Kind lernt den Phallus als spezifischen Träger der genitalen Sexualität erkennen; die vorher besprochenen sogenannten prägenitalen Lustquellen treten zurück. — Hand in Hand mit dieser Entwicklung der lustspendenden Zonen geht diejenige der kindlichen Beziehungsfähigkeit: während der ersten Säuglingsperiode besteht noch keine Fähigkeit zur Abgrenzung zwischen der eigenen Person und Fremdpersonen. Das Kind liebt nur seinen eigenen Körper und sich selbst. Später liebt das Kind alle Personen, die ihm seine Hilfsbedürftigkeit tragbar machen, es pflegen, ernähren, spazieren führen usw., und haßt sie gleichzeitig wegen der Versagungen und Drohungen (Entwöhnung, Reinlichkeitserziehung, Kastrationsdrohung), die sie ihm zumuten (Ambivalenz). Schließlich entwickelt das Kind (auf der phallischen Stufe) die spezifischen Objektbeziehungen zu den Eltern im Sinne des Ödipuskomplexes. Im 5.—6. Lebensjahr setzt dann die „sexuelle Latenzzeit" ein, und die frühkindlichen Sexualtriebe werden z. T. bis zur Pubertätszeit verdrängt, z. T. desexualisiert und in Charakterzüge umgesetzt.[1]

Die fortlaufende Triebentwicklung des Kindes im Sinne der Ablösung einer Entwicklungsstufe durch die nächste ist also eine notwendige Vorbedingung seiner gesunden Entfaltung. Jede Stufe dieser Entwicklung wird dem Kinde zur Lustquelle, die Lustmöglichkeiten der nächsten Stufe kennt es jeweils noch nicht. So würde das Kind, der jeweils sichersten Lust-

1) Vgl. Freud, 3 Abhandlungen zur Sexualtheorie. — Die infantile Genitalorganisation. — Charakter und Analerotik. — Über Triebumsetzungen, insbesondere der Analerotik. (Ges. Schriften. Bd. V.)

möglichkeit folgend, auf jeder Entwicklungsstufe Gefahr laufen, stecken zu bleiben, wenn sie nicht durch die versagenden Eingriffe des Erziehers lustlos gemacht würde, und so die Voraussetzung für die Ablösung durch die nächst höhere Entwicklungsstufe geschaffen würde. In diesem Sinne ist die Entwöhnung von der Mutterbrust die notwendige Voraussetzung der fortschreitenden Entwicklung des Kindes von der oralen zur analen Triebentwicklungsphase, die Erziehung zur Reinlichkeit die Voraussetzung zur Aufgabe der analen Lust zu Gunsten der von der Geschlechtszone her zu gewinnenden Befriedigung, die Versagung eines Zärtlichkeitsübermaßes die Voraussetzung für eine realitätsgerechte und rechtzeitige Lösung der infantilen Ödipusbindung, und schließlich die libidinöse Ablösung von sämtlichen frühkindlichen Triebentwicklungsstufen die Voraussetzung für die Grundlagen einer gesunden Charakter- und Persönlichkeitsbildung in der sexuellen Latenzzeit.

Die entscheidende pädagogische Leistung in der Frühkindheit wird hiernach darin zu bestehen haben, die im Dienste der kindlichen Triebentwicklung und der kulturellen Erziehung des Kindes notwendigen Versagungen jeweils d a n n zu fordern, wenn die positive Bindung des Kindes an den Erzieher schon stark genug ist, um Versagungen ihm zuliebe tragbar zu machen, und sie ohne zu starke reaktive Haßregungen zu ertragen; sonst besteht die Gefahr, daß die ohnehin für jedes Kind schwer zu bewältigende Ambivalenzspannung zum unlösbaren Ambivalenzkonflikt wird. Hierher gehört auch das Problem der richtigen Dosierung von Zärtlichkeit, die den natürlichen Liebesbedarf des Kindes decken soll, und gleichzeitiger Abwehr zu starker Liebesansprüche, deren Befriediguug dem Kinde die später zu erfüllende Aufgabe der Ablösung von den ersten elterlichen Liebesobjekten zu sehr erschwert.

Auch die pflegerischen Hilfsmaßnahmen (Brustnahrung, anale Reinhaltung) sollen zwar nicht aufgegeben werden, solange das Kind ihrer noch bedarf, aber auch nicht im Dienste einer oft damit verbundenen ubw. Triebbefriedigung der Pflegeperson (unter der Rationalisierung einer besonders intensiven zärtlichen Beziehung zum Kinde) über das notwendige Maß und die notwendige Zeit ausgedehnt werden wegen der damit verbundenen Gefahr der triebfixierenden Wirkungen.

*

3. Frage: *Wie soll sich der Erzieher nach psychoanalytischer Auffassung zur kindlichen Onanie verhalten?*

Antwort: Die Antwort, daß die Onanie als normale Erregungsabfuhr jedes Kindes zu betrachten ist, braucht vor den Lesern dieser Zeitschrift nicht näher ausgeführt zu werden. (Vgl. Sonderheft über Onanie. Jahrg. II, Heft 4/5/6.) Als besonders wichtig wurde in der mündlichen Aussprache hervorgehoben, daß Kastrationsdrohungen unterbleiben, und zwar besonders auf der Höhe der kindlichen Triebentwicklung, wo der Phallus schon als narzißtisch hoch-

geschätzter Repräsentant der genitalen Sexualität erkannt worden ist, und wo die Onanie speziell der Abfuhr der ohnehin mit Schuldgefühlen verbundenen Ödipuswünsche gilt. Es wurde weiter daran erinnert, daß nicht nur direkte Kastrationsdrohungen, sondern auch unmotivierter plötzlicher Entzug abstrakter oder konkreter Güter bei der großen Plastizität der Kindesseele vom infantilen Ubw. im Sinne einer Kastration verarbeitet werden kann. (Z. B. abrupt und grundlos unterbrochene aufmerksame Beschäftigung mit dem Kinde, wie sie überall dort häufig beobachtet werden kann, wo das Kind bewußt oder unbewußt als Objekt der Triebbefriedigung des Erwachsenen ohne eigene seelische Autonomie erlebt oder behandelt wird. Auch unmotivierter plötzlicher Entzug eines Spielzeugs usw. kann im gleichen Sinne wirken.)

Auch bei anderen Kindheitseindrücken wird man prüfen müssen, inwieweit sie die Gefahr einer unnötigen Vertiefung der Schuldgefühle und der Kastrationsangst des Kindes mit sich bringen. Hierher gehören z. B. operative Eingriffe in der Frühkindheit, welche, wie die Erfahrung lehrt, mit Beginn der Fähigkeit des Kindes, zwischen dem eigenen Ich und freundlich oder feindlich gesonnenen, gegebenenfalls also auch kastrierenden Fremdpersonen zu unterscheiden, und aus den weiter oben genannten Gründen am stärksten auf der phallischen Stufe, zu einer bedrohlichen Stärkung des Kastrationskomplexes führen können. Die weittragenden Folgen der psychischen Verarbeitung eines operativen Eingriffes im Sinne der Kastration für die ganze Persönlichkeitsentwicklung werden also bei jeder nicht unbedingt vitalen operativen Indikationsstellung während der Blütezeit der Kindersexualität als entscheidender Faktor gegenüber dem Organbefund mit in Betracht gezogen werden müssen.

Operative Eingriffe während der frühesten objektlosen Säuglingsperiode hingegen dürften weniger psychische Gefahren mit sich bringen, weil hier der Phallus noch nicht libidinös besetzt ist, und weil wegen der noch unausgebildeten Abgrenzungsfähigkeit der eigenen Person gegen die Umwelt auch noch keine kastrierende Fremdperson erlebt werden kann.[1]

*

4. Frage: *Es kann nicht richtig sein, daß die Triebentwicklung bei jedem Kinde so abläuft, wie Ref. sie dargestellt hat. Ich (die Fragestellerin) kann mich weder an eigene Trieberlebnisse dieser Art aus meiner Kindheit erinnern, noch konnte ich bei meinen Kindern einschlägige Beobachtungen machen.*

Antwort: Jeder (nicht analysierte) Erzieher hat Schwierigkeiten, die

1) Aus diesem Grunde scheint uns auch die von manchen Autoren gemachte Annahme unwahrscheinlich, daß die schon am 8. Lebenstage an jüdischen Knaben vorgenommene Beschneidung primär als Kastrationsakt wirke. (Auf die Möglichkeit ihrer sekundären Verarbeitung im Sinne des Kastrationskomplexes kann in diesem Zusammenhang nicht eingegangen werden.)

kindlichen Triebregungen richtig zu beobachten und zu beurteilen; erstens, weil die Erinnerung an die eigene Frühkindheit und die eigenen frühsexuellen Erlebnisse normalerweise verdrängt ist und nur unter besonderen Umständen (z. B. eigene Analyse, Traumdeutung) geweckt werden kann; die bewußte Wahrnehmung und Beurteilung von Triebregungen, an deren Existenz in der eigenen Kindheit man sich nicht erinnert, bei einem anderen Kinde muß aber notwendigerweise auf Schwierigkeiten stoßen. Zweitens: Unter dem Einfluß der offiziellen Sexualmoral der bürgerlichen Gesellschaft möchte der Erzieher sehr häufig unbewußt das ihm selbst vorgezeichnete Reinheitsideal, das er in sich nicht erfüllen kann, in der Projektion auf sein Kind verwirklicht sehen, und auch unter diesem Einfluß unterliegen Beobachtungen über die Kindersexualität sehr häufig der Verdrängung. Je mehr ein falscher Reinheitsbegriff von der Gesellschaft und vom Einzelnen aufgegeben wird, desto hellsichtiger wird der Erzieher in der Beurteilung und wertfreien Beobachtung des kindlichen Trieblebens werden können.

Zur Psychologie eines Anonymus

Von Hans Zulliger, Ittigen-Bern

Die Schweizerische Gesellschaft für Gesundheitspflege (Zentralstelle in Zürich, Prof. von Gonzenbach) sucht gegenwärtig die Bevölkerung durch einen Film „Wie sage ichs meinem Kinde" über die Notwendigkeit sexueller Aufklärung der Jugend zu interessieren; sie veranstaltet mit Hilfe der Schulbehörden und anderer lokaler Organisationen Aufführungen und läßt ihnen jeweilen einen durch einen Arzt oder Pädagogen gehaltenen Vortrag vorangehn. Einer dieser Referenten erhielt am Tage vor der Aufführung, die in der Presse bereits publiziert und durch ausgeteilte Handzettel in der Dorfschaft bekannt war, folgenden anonymen Brief, in etwas zittriger Schrift verfaßt und auf der Dorfpost aufgegeben:

X., den 26. Dez. 1928

Der Herr Y. [Name des Referenten, eines Lehrers in der betreffenden Ortschaft] *sollte seine Frau mit in das Schulzimmer nehmen und den Kindern natürlich zeigen, wie man die Kinder macht.*

Das wäre die beste Aufklärung. Torheit je länger je schöner.

Jeder Aff' weis wie man Kinder macht!

Der Referent nahm sich die Freiheit, den anonymen Brief anläßlich seines Referates der versammelten Zuhörerschaft bekannt zu geben, weil er vermutete, der Briefschreiber sitze unter ihnen, denn wenn dieser, sich offenbar mit den Schülern identifizierend und im Briefe seinen Voyeurgelüsten Ausdruck gebend, den Referenten so gerne beim Geschlechtsakt zugeschaut hätte, dann wollte er wohl auch wissen, was der Referent über das Thema zu sagen hatte.

Eigentlich hat der Anonymus (der, oberflächlich betrachtet, seine Infantilität und seine Feigheit in seinem Schreiben dokumentiert) vollständig Recht mit seiner Forderung.

Das Kind will nicht allein durch das Ohr mitgeteilte Aufklärung haben, besonders der visuelle Typ möchte sehen, um damit einen weiteren Teil seiner sexuellen Bedürfnisse zu befriedigen. Das Kind möchte seine Eltern beim Sexualakte beobachten können. Es wäre durchaus denkbar, daß es diesen Wunsch, in frühester Kindheit einst erfüllt, später auf den Lehrer als Vaterstellvertreter oder -ersatz überträgt und an ihm wiederholt sehen möchte.

Kein Kind entgeht ganz dem Kastrationskomplexe. Der kleine Knabe macht die Beobachtung, daß das Mädchen wirklich an Stelle der Sexualorgane — nämlich der allen Menschen zugedachten männlichen Sexualorgane — eine „Wunde" besitzt; das bestätigt ihm die Theorie vom Abschneiden und Verstümmeln des Penis als Strafe für onanistische „Sünden".

Kommt es nun später zu der Klarheit, daß es selber der Sexualakt erwartet, dann kommt ihm diese Angelegenheit als irgendwie gefährlich, suspekt vor. Seine Kastrationsangst erwacht neu beim Gedanken an die Vagina, unter Umständen heftet sie sich an die Vagina selbst, die zum bedrohlichen Penisabbeißer wird (in krankhaften Fällen). In weniger beträchtlichem Grade als bei Neurotikern besteht diese Angst vor dem Sexualakt andeutungsweise bei jedem Reifwerdendem.

Deshalb möchte er sehen, an seinen Eltern sehen, daß es nicht gefährlich ist, den Koitus auszuführen. Die Eltern haben ihm so manches Andere vorgemacht, — warum sollten sie ihm nicht auch den Koitus vormachen, — etwa so phantasiert das Kind. Selbstverständlich unterdrückt, verdrängt es diesen Wunsch, der sich mit seinen Voyeurtendenzen verschränkt hat, es gibt ihm als Erwachsengewordener vielleicht in Zoten Ausdruck, oder auch in einem anonymen Briefe wie dem uns vorliegenden.

Das Kind möchte jedoch noch mehr als die Aufklärung durch das Ohr und durch das Zusehen. Das kann eine Glosse aus dem Tagebuch einer 15jährigen zeigen, in das ich Einsicht nehmen konnte:

„Auf geklärt bin ich schon lange,
Wie man Kinder sich beschert —
Etwas and're macht mir bange:
Wär' ich lieber ab geklärt!"

Das Kind möchte die sexuelle Aufklärung nicht nur theoretisch „genießen", sondern durch die Tat. Es möchte selbst seine Koitusversuche machen können.

Bleibt die Frage, mit was für einem Objekte das Kind diese „Lehre" durchmachen wollte. Wir sind heute um die Antwort nicht mehr verlegen, eine jede Psychoanalyse zeigt sie uns. Aber sie geht auch aus dem Brief hervor, der auf das Objekt hindeutet: den Elternstellvertreter, bzw. die Eltern, d. h. den andersgeschlechtlichen Elternteil, der der Ödipusphantasie entspricht. Das Zuschauen, das im Briefe postuliert ist, bedeutet nur einen Ersatz für das Mitmachen.

*

Es ergibt sich die merkwürdige Tatsache, daß hinter dem anonymen Schreiben eine regelrechte Liebeserklärung steckt.

Eine Schriftexpertise könnte ergeben, ob der Verfasser des Briefes ein Mann oder eine Frau sei — ob es sich um eine homo- oder heterosexuelle Liebeserklärung han-

delt, und wir gehen wohl nicht fehl, wenn wir vermuten, es sei letzten Endes die Ödipuseinstellung und die Kastrationsangst des Briefschreibers gewesen, die ihn sowohl zur Niederschrift als auch zu seiner Anonymität trieben.

*

Es dürften noch einige Schlüsse über Wert und Bedeutung der sexuellen Aufklärung gezogen werden.

Sie ist nicht sehr viel mehr wert als das Storchenmärchen: sie bedeutet nämlich einen Ersatz für dieses. Was jedoch das Kind möchte, das ist viel mehr: wir haben oben gesehen, was es verlangen würde, wenn ihm in sexueller Beziehung völlige Freiheit gegeben wäre.

Sie bedeutet nur eine etwas abgeschwächte Sexualverheimlichung, ein abgeschwächtes Sexualverbot, abgeschwächte Sexualablehnung der Erwachsenen gegenüber dem Kinde, sie bedeutet, im Vergleiche mit dem Storchenmärchen, ein immerhin bedeutenderes Entgegenkommen, aber immer nur noch ein halbes Entgegenkommen.

Wir Erwachsenen sehen uns vor die Alternative gestellt: wollen wir das Kind in seinen sexuellen Ansprüchen gewähren lassen und es mit der Sexualfreiheit halten, oder wollen wir uns auf die Seite der Sexualverdränger stellen.

Die „alte" Pädagogik stellte sich unbedingt zur Partei der Sexualverdränger.

Ein logisch denkender sexualpädagogischer Revolutionär müßte für die Sexualbejaher Partei ergreifen, vom Kinde keine Verzichte verlangen, was soviel hieße, als daß es seine Ödipuswünsche nicht allein in der Phantasie erledigen könnte, sondern de facto . . .

Die moderne Pädagogik ist schlau. Sie ist die Pädagogik des „goldenen Mittelweges", die die Wünsche des Kindes einigermaßen gewähren lassen und erfüllen, es aber zugleich zu Verzichten anhalten will.

Diese Verzichte sind notwendig zur Aufrechterhaltung unserer Gesellschaft. Sie findet weder Sexualbejahung, noch Sexualablehnung als das Richtige, ihr scheint, der Kompromiß sei das Beste.

Wer weiß, ob sie nicht recht hat?

Wir können es nicht entscheiden, denn wir sind Partei, wir Erwachsenen. Partei aus dem Grunde unseres Erwachsenseins. Partei, die sich von der anderen Partei, von den Unerwachsenen, in ihrer Macht („Recht") bedroht fühlt und diese nicht aus den Händen geben will.

*

Es wurde gezeigt: die sexuelle Aufklärung bedeutet einen Ersatz für das Storchenmärchen. Wir sind auf diesen Ersatz stolz, bewerten ihn als ein Entgegenkommen gegenüber unserer Gegenpartei, den Kindern. Wir betrachten die „richtige" Sexualaufklärung im Vergleiche zu jener anderen durch das Storchenmärchen als „mehr wert", weil ehrlicher und natürlicher.

Das Kind urteilt jedoch anders.

Ich habe an meinen eigenen Kindern, die von frühester Jugend auf „richtig" sexuell aufgeklärt worden sind, die verblüffende Beobachtung machen müssen, daß sie mit Beginn der Latenzzeit plötzlich aus eigenem Antrieb das Storchenmärchen aufnahmen, — von Kameraden oder anderen Erwachsenen aufgeschnappt, — es einander und uns Eltern erzählten, auf eine Art, als ob sie nie etwas anderes vernommen hätten und fest daran glaubten.

Ganz gleiche Beobachtungen wurden mir von Eltern berichtet, die je und je ihre Kinder nicht „angelogen" hatten.

Die Sachlage: das Kind m u ß verzichten. Es hat keinen anderen Ausweg der Anpassung seiner Partei an die unsere — anders kann es nicht erwachsen „sozial" werden.

Der Verzicht geschieht auf zwei Bahnen. Die Triebe können sublimiert oder verdrängt werden. Es findet jedoch weder das eine, noch das andere statt, sondern immer beides: es wird sublimiert u n d verdrängt.

An der Stelle der kindlichen Entwicklung, wo die großen und für unsere Zivilisierung und Kultivierung notwendigen Verzichte geleistet werden müssen und wo der Ödipuskomplex zu zerfallen beginnt, bedeutet die Kenntnis und das Festhalten am Storchenmärchen eine bequeme Ausflucht, Erleichterung, Erlösung. Das Storchenmärchen erspart dem Kinde schwere Auseinandersetzungen mit sich selbst, mit seinen Trieben. Auch die kindliche Seele wirtschaftet gerne nach dem Gesetze der ökonomischen Ersparnis, und die Aufnahme des Storchenmärchens bedeutet eine solche. Es erhebt die geschlechtlichen Vorgänge ins Symbolische und dürfte als Sublimierungsversuch gewertet werden.

Das vollständige Storchenmärchen nämlich, wie eine genauere psychoanalytische Untersuchung zu beweisen imstande ist, enthält anale und genitale Geburtstheorien (der Kamin, der Herd, der Teich), die Idee des Gewaltsam-Sadistischen beim Zeugungs- und Geburtsakte (ins Bein beissen), Kastrationsideen (Beinbeissen), die genitale Zeugungsidee (Storch-Vogel als männliches Sexualsymbol) usw. und basiert auf völkerkundlichen und völkerpsychologischen Requisiten.

Es bleibt dem heranwachsenden Kinde, das sich mit der Storchengeschichte begnügte oder sie bei Beginn der Latenzzeit besserem Wissen zu Trotz aufnahm, doch nicht erspart, sich mit den wissenschaftlich „richtigen" Geschehnissen der Geschlechtlichkeit auseinanderzusetzen. Es nimmt die Diskussion bald einmal wieder auf — so viel ich beobachten konnte in dem Zeitpunkt, wo es aus der Märchenmentalität herauswächst und gewillt ist, die Welt real zu erfassen, ungefähr so ums achte und neunte Altersjahr.

Hier angelangt muß es einsehen, daß ihm die Storchengeschichte nur einen Aufschub gewährte. Es merkt, daß es der Problematik der Sexualität nicht entschlüpfen kann (insofern es sich normal weiterentwickelt).

Wir — die Erwachsenen — merken dann, daß wir doch gut daran taten, dem Kinde einst nichts vorenthalten zu haben. Denn wir konnten damit sein Vertrauen und Zutrauen aufrecht erhalten, und es zweifelt nicht daran, daß ihm zu fragen erlaubt sei, und daß es richtige Auskunft erhält.

Damals nämlich, als es von sich aus das Storchenmärchen aufnahm, fragten wir uns: „Wäre es nicht besser gewesen, dem Drei-, Vierjährigen einst, statt ihm auf seine sexuellen Fragen nach bestem Wissen zu antworten, jene Geschichte zu berichten, die es später selber, entgegen unserer Aufklärung, doch aufnahm?"

Aus allen unseren Beobachtungen und Überlegungen wollen wir doch Handhaben gewinnen für unsere erzieherische Praxis.

Vielleicht ist in der Praxis das Angezeigte, dem Kinde sowohl regelrichtige sexuelle Aufklärung zu geben, als auch ihm mitzuteilen, was der Volksmund Kindern erzählt. Man darf ihm das Märchen nicht vorenthalten, muß es ihm jedoch auf eine Weise vorbringen, daß es merkt, es handelt sich um ein M ä r c h e n wie jenes andere vom „R o t k ä p p c h e n" (dessen Inhalt ja auch von Zeugungs- und Geburtstheorien handelt).

Das Kind kann dann mit dem Märchen anfangen, was ihm beliebt. Und wir haben als Erzieher nichts versäumt.

Unser Anonymus ist im Grunde genommen empört und verärgert, daß für die sexuelle Aufklärung der Kinder durch die Eltern — denn eine solche befürwortet der Film — Propaganda gemacht wird.

Er versteckt seinen Ärger und seine Empörung in Hohn.

Indem er protestiert, will er wohl sagen, man müßte dem Kinde das Storchenmärchen mitteilen, man solle beim Hergebrachten bleiben und tun, was die Alten taten.

Aber er weiß wohl, daß es nicht gelingt, den Kindern die Wahrheit vorzuenthalten — „jeder Aff' weis wie man Kinder macht!" — versichert er.

Seine Einstellung der sexuellen Frage und Aufklärung gegenüber ist typisch: er gehört zur Partei der Sexualverdränger, hat aber eingesehen, es nützt nichts, die Kinder wissen sich auf jeden Fall sexuelles Wissen zu verschaffen.

Die Befürworter der sexuellen Aufklärung haben ihren Standpunkt von dem unseres Anonymus eigentlich nur um ein Weniges verrückt: sie gehören zu den Sexualbejahern und müssen einsehen, daß ganz ohne Sexualverdrängung doch nicht zu leben ist . . .

An unsere Mitarbeiter

Wir bitten unsere Mitarbeiter, ihre Aufmerksamkeit besonders den unten aufgeführten Fragen zuzuwenden und uns Beiträge zur Verfügung zu stellen, die ihre Lösung vom psychoanalytischen Standpunkt aus anstreben. Wir werden sie zu Sonderheften vereinigen:

1) **Strafen:** Die Strafe und ihre Bedeutung zur Bildung von Verdrängungen. — Durch das Unbewußte bedingte Reaktionen auf Strafen. — Selbstbestrafungen als Äußerung des Unbewußten.

2) **Intellektuelle Hemmungen:** Hemmungen und Störungen intellektueller Leistungen durch unbewußte Faktoren.

3) **Menstruation:** Erwartung und Eintreffen der Menstruation im Seelenleben der Mädchen. Die Bildung unbewußter Konflikte und deren Folgen für die spätere Entwicklung.

Herausgeber: Dr. Heinrich Meng in Frankfurt a. M. und Prof. Dr. Ernst Schneider in Stuttgart.
Eigentümer, Verleger und Herausgeber für Österreich: Adolf Josef Storfer, Wien, I., Börsegasse 11
(„Verlag der Zeitschrift für psychoanalytische Pädagogik").
Verantwortlicher Redakteur: Dr. Paul Federn, Wien, I., Riemergasse 1.
Druck von Emil M. Engel, Druckerei und Verlagsanstalt, Wien, I., In der Börse.

BÜCHER DES WERDENDEN

Herausgegeben von Paul Federn, Wien, und Heinrich Meng, Stuttgart

Band IV

István Hollós

Hinter der gelben Mauer

Von der Befreiung des Irren

Umfang: 170 Seiten. 8°

Preis: Brosch. RM. 3.50 / Leinen RM. 5.50

Der ungarische Psychiater schlägt mutig Bresche in die Mauer der Verständnislosigkeit, die den „Verrückten" vom Gesunden trennt. Er appelliert an die Menschlichkeit der Gesunden, die die Verpflichtung haben, in wesentlich anderer, menschlich würdigerer Form als bisher für die Irren zu sorgen. Hollós räumt mit vielen falschen Vorstellungen auf, die dem geheilten Irren die Rückkehr in die Gesellschaft so oft erschweren.

Band V

Fritz Wittels

Die Welt ohne Zuchthaus

Umfang: 286 Seiten. 8°

Preis: Brosch. RM. 5.— / Leinen RM. 7.—

Eine vollkommen neue Psychologie des Verbrechens und der Strafe. Wittels sieht in der Psychoanalyse ein wichtiges Mittel, Verbrechen zu verhindern, ehe sie geschehen, und eine von Verbrechern freie Gesellschaft heranzubilden, die Strafen nicht mehr nötig hat. Wittels plädiert geistreich und mit schlagenden Argumenten für seine Idee der neuen Gesellschaftsform.

Das ärztliche Volksbuch

Herausgegeben von Dr. Heinrich Meng u. a.

Unter Mitarbeit von 50 Ärzten und Forschern aller Schulen

3 große Bände mit insgesamt etwa 2000 Seiten und über 100 Tafeln

Die zweite Auflage ist in Lieferungen zu beziehen!

20 Lieferungen zu je RM. 2.—. Zwei Lieferungen monatlich

Die Einbanddecken (Ganzleinen mit Goldpressung) für die 3 Bände erhält der Bezieher **kostenlos** mit der letzten Lieferung

Das Lieferungssystem ermöglicht allen, das große Volksbuch der Medizin zu erwerben und die gesamte Medizin zu seiner Verfügung im Hause zu haben.

Die lückenlose Darstellung der Gesamtmedizin für den Laien, die gleichmäßig alle Schulen und Heilrichtungen zu Wort kommen läßt, eine wahre Volkshochschule der Medizin.

Das „Prager Tagblatt" sagt: „Durch drei Werke hat sich das deutsche Volk selbst ein Denkmal gesetzt: das Konversationslexikon, den Sprachunterricht von Toussaint-Langenscheidt und Baedekers Reisehandbücher. Diesen drei Werken stellt sich ‚Das ärztliche Volksbuch' ebenbürtig an die Seite."

Zu beziehen durch die

Buchhandlung Frieda Reich, Wien, II., Heinestraße 13

Zwei instruktive psychoanalytische Krankengeschichten

RUTH MACK BRUNSWICK

Analyse eines Eifersuchtswahnes

Geheftet M. 2.60, Ganzleinen M. 4.—

*

RUTH MACK BRUNSWICK

Nachtrag zu Freuds „Geschichte einer infantilen Neurose"

Geheftet M. 2.40, Ganzleinen M 3.80

„Vossische Zeitung":

Zu den klassischen Krankengeschichten Freuds gehört die „Geschichte einer infantilen Neurose", — die Analyse des „Wolfsmannes", wie sie gemeinhin genannt wird. Dieser Patient wurde zweimal von Freud selbst behandelt, kurz vor und kurz nach dem Kriege. Sein Befinden war dann sechs Jahre leidlich gut, bis er schließlich an einer hypochondrischen Wahnidee neuerlich krank wurde. Freud überwies ihn jetzt an die Analytikerin Mack Brunswick, der die Beseitigung jener Wahnidee der Patientin gelang. Die Darstellung dieser dritten Analyse — die den Versuch einer Deutung des Heilungsvorganges nicht scheut — ist des Titels, den sie trägt, würdig: „Ein Nachtrag zu Freuds Geschichte einer infantilen Neurose."

Nicht minder aufschlußreich ist „Die Analyse eines Eifersuchtswahnes" der gleichen Autorin. Auch diese kluge Arbeit zeugt von einem starken therapeutischen Temperament. Sie enthält ausgezeichnete Traumdeutungen und illustriert das, was Freud als das Wesen einer psychischen Bildung erkannt hat, welche sich in den Grenzen von der einfachen Eifersucht bis zur paranoischen Wahnbildung zu bewegen pflegt, mit großer Klarheit. Sie enthält überdies lehrreiche Beiträge zur aktiven Technik und gewährt dem Leser den besonderen Genuß der Analyse eines literarisch unverbildeten Menschen.

Internationaler Psychoanalytischer Verlag
Wien I.